Paed. Pr.
1141.

GALLERIE

des

MERKWÜRDIGSTEN.

8°BA
Paed. pr.
1141

Paed. Pr.
~~13 8~~
1141

Gallnerin

<36610545390019 S

<36610545390019

Bayer. Staatsbibliothek

Gallerie des Merkwürdigsten

aus dem Ereignissen der Natur und dem Menschenleben;

ein

Bilder- und Lesebuch für lern- und wissbegierige Kinder.

Mit 12 fein colorirten Kupfern.

Omnia Sponte fluant absit Violentia rebus.

NÜRNBERG
C. H. Zeh'sche Buchhandlung.

(1835)

Theodor und Amalie waren die Kinder eines reichen Kaufmanns in der deutschen Handelsstadt N.... Kindliche Liebe und Gehorsam und ein schöner Verein von Tugenden, wie sie nur das kindliche Gemüth zieren können, machte sie zu den Lieblingen ihrer Eltern; Gefälligkeit, Freundlichkeit, und wie alle die guten, geselligen Eigenschaften heißen mögen, ließ es ihnen nie an ähnlich gesinnten Gespielen und kleinen Freunden fehlen; Fleiß und ein gesittetes Betragen erwarben ihnen die Liebe und die Auszeichnung ihrer Lehrer und Bescheidenheit und liebevolles Benehmen die herzliche Zuneigung aller derer, die sie kennen lernten. Kein Wunder daß sich Herr Trautmann (dieß war der Name des Kaufmanns) und seine brave Gattin glücklich im Besitze solcher Kinder fühlten, und keine Gelegenheit verabsäumten, um diese durch allerhand Geschenke, die sie ihnen machten, durch mancherlei Vergnügungen, die sie ihnen bereiteten, zu erfreuen. Nun werdet ihr mir gewiß alle zugeben, meine jungen Leser und Leserinnen, daß gute Kinder sich an solchen Geschenken um so mehr ergötzen, an solchen Vergnügungen um so größeres Gefallen finden, je mehr diese zugleich geeignet sind, vortheilhaft auf ihre Ausbildung zu wirken; mag nun der Geist, das Herz oder auch wohl nur der Körper der Gegenstand dieser Ausbildung seyn. So freuet sich z. B. ein gutes Kind weit mehr über ein gutes und nützliches Buch, als über

allerhand Spielsachen, die bisweilen nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Kindes von nützlichen Gegenständen abzuwenden. Auch Theodors und Amaliens Eltern wußten dieß recht wohl und waren bei den Geschenken, die sie ihren lieben Kleinen machten, bei den Vergnügungen, die sie ihnen bereiteten, stets darauf bedacht, dieselben so zu wählen, daß sie zugleich nützlich für die Ausbildung unserer kleinen Freunde wurden, und in der That erfüllten sie dadurch auch nur die Wünsche der gutgearteten Kinder, mit denen ich euch in dem gegenwärtigen Büchlein als Muster nachahmungswürdiger Tugenden näher bekannt machen werde. Die vielen Geschäfte, die dem Vater Theodors und Amaliens, als dem Besitzer einer großen, bedeutenden Handlung oblagen, hinderten ihn, sich so sehr mit seinen lieben Kindern zu beschäftigen, als er es wohl wünschen mochte, und darum war er bemüht, das, was seinen lieben Kindern dadurch an Aufsicht und Belehrung außer den gewöhnlichen Unterrichtsstunden, die sie in der Schule genossen, durch Annahme eines Privatlehrers zu ersetzen. Seine Wahl unter denjenigen, die von einem seiner Freunde, einem kenntnißreichen und geachteten Manne dazu empfohlen worden, war gewiß die glücklichste zu nennen. Denn sie fiel auf einen jungen Mann, welcher durch seine ausgezeichneten Kenntnisse, seinen frommen, redlichen Wandel und sein offnes einnehmendes Wesen ganz das Vertrauen verdiente, welches Eltern in diejenigen setzen müssen, denen sie ihre Kinder zur Aufsicht nnd Belehrung übergeben. Herr Reinhard war der Mann desjenigen, unter dessen Aufsicht Theodor und Amalie in Zukunft stehen, von dem sie manche Belehrung empfangen sollten. Kaum hatte nun derselbe mit seinen beiden neuen Zöglingen die ersten Unterrichtsstunden begonnen; als sie auch an ihm mit einer Liebe hingen, die nur der welche sie für ihre guten Eltern fühlten, nachstand. Diese Liebe, vereint mit der innigsten Achtung wurde immer größer und stärker, jemehr Theodor und Amalie den trefflichen jungen Mann, seine Güte und Sanftmuth,

seine Deutlichkeit beim Unterrichte, seine Frömmigkeit, die sie beim Verrichten des gemeinschaftlichen Gebets zu beobachten Gelegenheit hatten, kennen lernten. Einem solchen Lehrer aber, wie es Herr Reinhard unserm kleinen Freunde Theodor und der guten, sanften Amalie war, der in so hoher Liebe und Achtung bei seinen Zöglingen und Schülern stand, mußte alles bei denselben aufs Trefflichste gelingen. Und in der That, Theodor und Amalie machten unter seiner Leitung solche außerordentliche Fortschritte in allen nützlichen Kenntnissen, erwarben sich durch gesittetes Betragen und die Ausübung von Tugenden, welche Menschen jedes Alters und Standes zieren, so allgemeine Liebe und Achtung, daß man sie fast allgemein in der ganzen Stadt allen übrigen Kindern zum Muster aufstellte Daß Herr Trautmann und seine brave Gattin über Liebe und Lob, welches ihren Kleinen so allgemein zu Theil ward, sich nicht wenig freuten, könnt ihr euch denken, meine jungen Leser und Leserinnen. Wie zuvor, waren die Eltern auch jetzt darauf bedacht, für die Freude, welche ihnen Theodor und Amalie durch ihren Fleiß und ihre Tugenden machten, zu belohnen und die Messe in B. . . . ., wohin Herr Trautmann jedes Jahr zu reisen pflegte, wurde von ihnen dazu bestimmt, um die Kinder mit ansehnlichen Geschenken zu zu erfreuen. Auch früher war dieß schon meist der Fall gewesen; die Zeit, wo Herr Trautmann nach B. . . . . zur Messe reiste, war, obwohl sie den liebenden und geliebten Vater schmerzlich vermißten und sich ungern von ihm trennten, doch jedesmal eine erwartungsvolle und hoffnungsreiche gewesen: denn die Geschenke, die ihnen jedesmal von dieser Reise zu Theil wurden, waren ganz geeignet, das kindliche Gemüth unserer kleinen Freunde zu ergötzen, und dann erfreute sie auch nicht wenig die Heimkehr des lieben Vaters. Es war nun abermals die Zeit nahe, wo Herr Trautmann die gewohnte jährliche Reise machen sollte, und alle Anstalten wurden dazu getroffen. Theodor und Amalie erwarteten diese Zeit mit der Unruhe und Aengstlichkeit, welche gute Kinder

fühlen, wenn sie sich auf einige Dauer von einem ihrer lieben Eltern trennen sollen, und nur dann, als der Augenblick näher rückte, wo Herr Trautmann zurück erwartet wurde, gewannen es die liebenden Kinder über sich, zugleich auch mit freudiger Erwartung an die Geschenke zu denken, die ihnen der gute Vater mitbringen würde.

Es war eines Abends, als Theodor und Amalie mit ihrem Lehrer von einem Spaziergange zurückkehrten, den sie in die Gegend unternommen hatten, aus welcher der Vater herzukommen pflegte. Jeden Augenblick nämlich hatten sie schon seit einigen Tagen die Rückkehr desselben erwartet und jeden Abend, wo sie gewiß glaubten, daß er eintreffen würde, war ihre Hoffnung unerfüllt geblieben. Traurig und niedergeschlagen traten sie daher den Heimweg, da auch heute abermals ihre Hoffnung getäuscht worden war, an, und erreichten bald das väterliche Haus, zu dem sie die Treppen müde und fast verdrossen hinanstiegen. Da sahen sie aus dem Fenster über der Thüre, welche in das Zimmer des Vaters führte, Licht schimmern und diese seit mehreren Wochen ungewohnte Erscheinung erfüllte ihr Herz mit freudiger Hoffnung. Mit einem Sprunge war der muntere Theodor die noch übrigen Stufen oben und eilte mit raschen Schritten nach dem Zimmer; ihm folgte die sanftere Amalie und beide jubelten einen Augenblick darauf in den Armen des lang vermißten, geliebten Vaters. Die Mutter hatte recht wohl den Tag der Heimkehr desselben gewußt und darum den Lehrer der Kinder gebeten, diese heute Abend vor das Thor zu führen, um sie desto mehr zu überraschen. Herr Trautmann schon früher davon unterrichtet, hatte in einer Entfernung von einigen Stunden einen andern, als den gewöhnlichen Weg eingeschlagen und war auf diese Weise unbemerkt von den Kindern in die Stadt und in das Haus gekommen. Die Freude des Wiedersehens, welche die Kinder empfanden, war über alle Beschreibung groß und erst nach

und nach fiel es ihnen ein, daß der Vater ja wohl auch ein Geschenk für sie mitgebracht hätte. Dieser mochte ihre Gedanken errathen und zeigte daher auf eine kleine Kiste, die noch uneröffnet in einem Winkel des Zimmers stand. Mittelst eines Hammers nnd einer Zange waren die Nägel, welche den Deckel auf derselben festhielten, bald herausgezogen und eine Menge von allerliebsten Sachen entzückte das Auge der freudigen dankbaren Kinder, so daß sie nicht wußten, welches zuerst sie in die Hände nehmen und betrachten sollten. Während Theodor das niedliche Schreibzeug, die Malergeräthschaften, die kleine Luftpumpe und andere ähnliche Gegenstände eifrig in Augenschein nahm, ergötzte sich Amalie an dem allerliebsten Etui zum Stricken, dem herrlichen, mit vielen Schubfächern und sogar mit einem Spiegel versehenen Nähkästchen, der schönen Perlenkette und andern zum weiblichen Schmuck und Putz gehörigen Sachen; die eins nach dem andern aus der geheimnißvollen kleinen Kiste herausgezogen ward. Herr Trautmann aber ergötzte sich nicht wenig an dem geschäftigen Treiben seiner lieben Kinder, und diese waren beim Auspacken ihrer Geschenke so thätig, daß sie bald den Boden der Kiste erreicht hatten. Ganz unten auf demselben lag noch ein weißes Papier; Theodor holte auch dieses noch heraus und öffnete es gemeinschaftlich mit seiner Schwester Amalie. Eine Anzahl Blätter war es, die sich darinnen befand, und wie freuten sich unsere kleinen Freunde, als sie, nachdem sie dieselben umgewendet hatten, die schönsten bunten Abbildungen von allerhand merkwürdigen Gegenständen erblickten. Bald waren beide Kinder darüber eins, daß dieß wohl das schönste Geschenk sei, und nur war es noch zweifelhaft, für welchen von beiden es bestimmt war. Theodor gefielen die herrlichen Bilder eben sowohl, als Amalien und diese fand keinen geringeren Wohlgefallen daran, als ihr Bruder. Beide wünschten es zu besitzen; beide liebten aber auch einander zu sehr, als daß eins das andere hätte dadurch betrüben wollen, daß es das schöne Geschenk für sich allein in Anspruch nahm. Der

Vater mochte das Verlangen seiner beiden Kinder und ihren edlen Wettstreit, mit dem jedes derselben sich bemühte, jenes Geschenk dem andern zuzuwenden, wohl bemerkt haben, darum sagte er zu ihnen: „Nun da ihr „die Bilder hinlänglich betrachtet habet, so gebt mir sie wieder zurück; ich habe sie weniger für euch, als für „für euren Lehrer, Herrn Reinhard bestimmt, der euch alle die Gegenstände, welche auf denselben vorkommen, „von Zeit zu Zeit näher erklären und auf diese Weise euch dadurch manche angenehme und nützliche Stunde „bereiten wird.“ So sprach liebevoll der Vater und die Kinder waren mit dieser Bestimmung der schönen Bilder ganz wohl zufrieden. Noch an demselben Abende wurde Herr Reinhard damit bekannt gemacht und dieser versprach ihnen, schon am nächsten Tage mit der Erklärung derselben anzufangen.

Der genußreiche und fröhliche Abend war schnell verstrichen; das Horn des Nachtwächters ertönte und erinnerte die Kinder, das Lager zu suchen, auf dem sie sich gewöhnlich eine Stunde früher einzufinden pflegten. Kaum aber war es wieder heller Tag geworden, kaum verkündete ihnen das geschäftige Geräusch im Hause, daß es nicht mehr zu früh sei, so sprangen sie auch von ihrem Lager auf, verrichteten ihr Morgengebet, in welchem sie nicht vergaßen, dem gütigen Gott für die glückliche Heimkehr ihres Vaters zu danken, und dann wurden aufs Neue die erhaltenen Geschenke gemustert und ihr Gebrauch geprüft. Dann gingen beide in die Schule und theilten daselbst ihren kleinen Mitschülern und Mitschülerinnen mit, welch prächtige Geschenke sie von ihrem Vater erhalten hatten. Nun muß ich es diesen zur Ehre nachsagen, daß keines von ihnen Theodorn nnd Amalien beneidete, vielmehr gönnten diesen alle die Freude, die sie über jene Geschenke empfanden, recht herzlich, obwohl manche der Aermeren sich wohl auch so schöne Sachen wünschen mochten. Unter den Gespielen und Mitschülern unsrer beiden kleinen Freunde freute sich aber Niemand so sehr darüber, als Karl und Emilie,

die Kinder eines zwar armen, aber redlichen, geschickten und fleißigen Malers. Diese waren die täglichen Ge-
sellschafter und Gespielen Theodors und Amaliens, und wirklich waren sie diesen an allen guten Eigenschaften,
die ich schon früher an Theodor und Amalien gerühmt habe, so gleich, daß dieselben keinen bessern und nützli-
cheren Umgang hätten haben können. Herr Trautmann war auch mit dieser Wahl seiner Kinder wohl zufrieden,
er sah es gern, daß Karl und Emilie ihre kleinen Freunde fast täglich besuchten und ließ die beiden wiß- und
lernbegierigen Kinder gern an dem besondern Unterrichte Theil nehmen, den Theodor und Amalie bei ihrem
Lehrer, Herrn Reinhard, genossen. Ihr könnt euch daher leicht vorstellen, meine kleinen Leser und Leserinnen,
daß sich Karl und Emilie über eins der Geschenke, über die schönen Abbildungen, um so mehr freuten, als sie
hoffen konnten, bei den Erklärungen, die Herr Reinhard darüber geben würde, mitgegenwärtig seyn zu dürfen.
Sie hatten sich in dieser Hoffnung nicht betrogen, denn als Nachmittags die gewöhnlichen Schulstunden been-
digt waren und die vier kleinen Freunde zusammen nach Hause wanderten, benachrichtigte Theodor seinen Freund
Karl, wie es sein Vater gewünscht habe, daß auch dieser mit seiner Schwester Emilie an den Unterhaltungen
über die schönen Abbildungen Theil nehmen solle. Welche Freude er damit anrichtete, könnt ihr euch denken.
Karl und Emilie eilten dann schnell nach Hause, um ihre Schulbücher abzulegen, und ihren Vater um Erlaubniß
zu ihrem Vorhaben zu bitten, welche ihnen denn auch recht gern gewährt ward. Sie fanden ihre kleinen
Freunde bereits in dem Zimmer, in welchem ihnen Herr Reinhard Unterricht zu ertheilen pflegte, und wurden
von diesen freudig empfangen. Auch Herr Reinhard ließ nicht lange auf sich warten, sondern trat bald darauf
zur Thüre herein, in seiner Hand erblickten Theodor und Amalie das kleine Päckchen mit den schönen Bildern.
Alle vier Kinder setzten sich darauf bescheiden an den Tisch und hörten aufmerksam auf die Worte des Lehrers,

der, nachdem er das Päckchen mit den schönen Bildern geöffnet und das oberste derselben seinen kleinen Zuhörern zur Ansicht vorgelegt hatte, folgendermaaßen sprach:

Herr Reinhard: (den wir künftig blos mit dem Buchstaben R. und die vier Kinder mit dem Anfangsbuchstaben ihre Namen bezeichnen wollen.) Ihr erblicket, lieben Kinder, auf diesem Bilde eine runde Kugel, von Wolken umgeben. Was meinst du wohl, lieber Theodor, welchen Weltkörper der Künstler hat damit darstellen wollen.

Th. Ich glaube, daß es der Mond oder die Sonne ist.

R. Dießmal hast du dich wohl geirrt und schwerlich wird es eines von euch errathen. Ich will euch daher zur Erläuterung dieser Abbildung das Nöthige mittheilen. Wenn wir bei Tage den Himmel mit seiner strahlenden Sonne, des Nachts mit seinem leuchtenden Monde und seinen glänzenden Sternen betrachten, so scheint es uns, als ob diese Himmelskörper an dem Gewölbe des Himmels befestigt wären und sich alle diese in gleicher Entfernung von uns befänden. Und doch ist es keineswegs so. Vielmehr ist die Entfernung derselben von einander so groß, so ungeheuer, daß wir sie kaum mit unserm Verstande zu begreifen vermögen, und nur ihre größere oder geringere Nähe zu dem Weltkörper, den wir bewohnen, läßt sie uns in größerer oder kleinerer Gestalt erscheinen. So ist z. B. der Mond einer der kleinsten Himmelskörper und dennoch scheint es uns, als ob er nächst der Sonne der größte seyn müßte. Alle diese Himmelskörper aber, groß und klein, bewegen und befinden sich in dem unendlichen und unermeßlichen Weltraume; mit ihnen unsere Erde, da auch

sie einer der unzähligen Weltkörper ist. Auch unsere Erde ist einer der zahllosen Sterne und die Bewohner anderer Weltkörper erblicken sie nicht minder auf eine Weise, wie wir diese erblicken. Kannst du wir wohl den Umfang unserer Erde angeben, lieber Karl?

K. O ja, er beträgt ungefähr 5400 Meilen.

M. Ganz recht. Ungefähr fünfzigmal geringer ist der Umfang des Mondes. Wenn wir uns nun vorstellen, lieben Kinder, daß es, wie es auch in der That der Fall ist, im Monde menschenähnliche Geschöpfe giebt und daß diese die Erde auf gleiche Weise erblicken, wie wir den Mond, so muß es für eben diese Bewohner des Mondes ein außerordentlich prächtiges Schauspiel seyn, einen so großen Weltkörper aufgehen und am Gewölbe des Himmels glänzen zu sehen. Denn saget selbst, ob ihr nicht schon oft durch den Aufgang der Sonne oder des Mondes, als eines der prächtigsten Schauspiele, die uns die Natur gewährt, entzückt worden seid, und wie ungleich prächtiger dieser Anblick für die Bewohner des Mondes seyn muß, den der Auf- oder Niedergang eines so viele Mal größeren Weltkörpers gewährt. Diese Idee hatte der Künstler, als er das gegenwärtige Bild entwarf; darum umgab er die Erdkugel mit Wolken; darum stellte er sie im Dunkel der Nacht dar. Bei Gelegenheit des Verhältnisses unserer Erde zu andern Weltkörpern und ihrer Gestalt kann ich nicht umhin einiges Allgemeine, dahin Gehörige auch noch mitzutheilen. Daß die Erde eine kugelförmige Gestalt hat, daran zweifelt jetzt Niemand mehr, denn viele Umstände haben dieß deutlich bewiesen. Kannst du mir einen derselben angeben, lieber Karl.

K. Ich erinnere mich bei einer Mondfinsterniß gesehen zu haben, daß der schwarze Schatten, durch

welcher der Mond verfinstert wurde, wie eine Kugel aussah, und darauf sagte mir der Vater, daß es die Gestalt der Erde sei, durch welche jener Schatten hervorgebracht werde.

R. Ich sehe, du bist ein aufmerksamer Beobachter und Zuhörer bei dieser so merkwürdigen Naturerscheinung (welche bekanntlich dadurch hervorgebracht wird, daß die Erde zwischen die Sonne und den Mond tritt, und so diesem das Licht der erstern entzieht) gewesen. Das ist recht schön. Allein da wir nur sehr selten Gelegenheit haben, diese Naturerscheinung zu erblicken und dadurch uns von der Wahrheit jener Behauptung (daß nämlich die Erde eine kugelförmige Gestalt habe) mit eigenen Augen zu überzeugen, so ist es ersprießlich, ein zweifaches Mittel kennen zu lernen, durch welches wir fast jeden Tag diese Erfahrnng machen können. Wir dürfen nur die auf- und untergehende Sonne, Mond und die Gestirne, so wie ihr allmähliges Verschwinden und Erscheinen betrachten, so werden wir daraus leicht die kugelförmige Gestalt der Erde abnehmen können, indem sonst, wenn die Erde eckigt wäre, bei der Bewegung derselben alle jene Himmelskörper mit einem Male sich unsern Augen zeigen und ihnen auf eben diese Weise wieder verschwinden würden. Aber völlig rund sich die Erde vorzustellen, würdet ihr einen Irrthum begehen. Vielmehr ist sie an zwei entgegengesetzten Seiten, die man Pole nennt, (man unterscheidet bekanntlich einen Süd- und einen Nordpol)' eingedrückt und platt. Die ungefähre Größe der Erde hast du uns, lieber Karl, schon vorhin richtig angegeben. Das große Weltmeer, welches dieselbe rings umschließt, ist von kühnen Schiffern, unter denen Cook der erste war, befahren worden, und es haben diese die Reise um die ganze Erde in ungefähr einem Jahre zurückgelegt.

Daß übrigens der Weltkörper, den wir bewohnen, nur ein sehr kleiner Theil der Schöpfung ist, könnt ihr ans dem, was ich euch bereits oben in dieser Hinsicht angedeutet habe, leicht abnehmen. Die Wissenschaft

der Sternkunde, mit einem fremden Namen Astronomie genannt, lehret uns, daß das ganze Weltgebäude mit seinen unzähligen Körpern in gewisse Theile geordnet sei, die man Sonnensysteme nennt. Sonnen heißen nämlich auch die Fixsterne, deren Beschaffenheit und Unterschied von den Planeten du wohl angeben können wirst, liebe Amalie.

Amal. Die Fixsterne haben ihr eignes Licht und ihre eigene Wärme, aber die Planeten empfangen beides erst von den erstern.

R. Nicht ganz genau hast du den Unterschied gefaßt, liebes Kind; du hast vergessen, daß die Verschiedenheit beider Arten von Weltkörpern auch noch besonders in der Bewegung derselben besteht, indem die Fixsterne oder Sonnen sich nur um sich selbst, oder wie man es auch ausdrückt, um ihren Mittelpunct, ihre Axe, bewegen, die Planeten dagegen außer dieser Bewegung noch ein solche haben, welche um einen bestimmten Fixstern geschieht! Den Theil nun von dem ganzen unermeßlichen Weltgebäude, welcher einen Fixstern sammt seinen von ihm Licht und Wärme erhaltenden und sich um ihn bewegenden Planeten umfaßt, nennt man eben ein Sonnensystem. Mit zehn andern Planeten bewegt sich unsere Erde um die Sonne, erhält von ihr Licht und Wärme; es bildet also diese mit jenen ebenfalls ein Sonnensystem. Mehrere dieser Planeten werden wiederum bei ihrem Laufe um die Sonne von kleineren Weltkörpern begleitet, die man Trabanten nennt; so ist z. B. der Mond der Trabant unserer Erde; andere Planeten, wie der Jupiter und Saturn haben mehrere solcher Trabanten, oder Monde. Die Bahn, welche unsere Erde zu durchlaufen hat, um um die Sonne herum zu kommen und welche sie bekanntlich in einem Jahre zurücklegt, ist über allen Glauben groß; denn sie beträgt mehr als 120 Millionen Meilen. Es hat also der Weltkörper, den wir bewohnen in jeder Secunde fast vier Meilen zurück-

legen, so daß, wie einer unsrer witzigsten und geistreichsten deutschen Schriftsteller, der berühmte Lichtenberg, scherzhafter Weise gesagt hat, daß man in der Zeit, in welcher man einen andern auf der Straße grüße, mehrere Meilen mit bloßem Kopfe zurücklege, ohne den Schnupfen davon zu bekommen. Wodurch aber die Tages- und Jahreszeiten entstehen, das, lieben Kinder, werden wir bei dem nächsten Bilde in einem passenden Zusammenhange kennen lernen.

In früheren Zeiten waren alle diese Begriffe sehr unvollkommen; man glaubte da, daß sich die Sonne um die Erde bewege und diese still stehe. Copernicus, ein Deutscher, war der erste, welcher behauptete, daß die Sonne stille stehe und die Erde sammt mehreren Planeten sich um sie herum bewege. Diese Einrichtung in der Schöpfung hat man daher nach diesem so berühmten und merkwürdigen Manne, der vor ungefähr 350 Jahren lebte, das Copernicanische Weltsystem genannt, und in der That, lieben Kinder, fassen wir die Unwissenheit jener Zeiten, in welchen Copernicus lebte, näher ins Auge, so müssen wir von Bewunderung durchdrungen werden vor dem außerordentlichen Geiste jenes Mannes, der es zuerst wagte, etwas, was dem ersten Anscheine nach gar nicht anders sein konnte, zu bestreiten und die irrigen Ansichten seiner Zeitgenossen zu bekämpfen; besonders da eben in jenen Zeiten jede neue Meinung heftig verfolgt wurde und diejenigen, welche solche aufstellten, nicht selten den Nachstellungen ihrer Widersacher unterlagen. Alles das, lieben Kinder, was wir bisher von unserer Erde kennen gelernt haben, und was wir unter Anleitung dieser schönen Bilder noch kennen lernen werden, bezieht sich entweder auf die Verhältnisse unseres Weltkörpers zu andern oder es betrifft seine Oberfläche. Dagegen ist uns der Inhalt desselben, der doch so groß, so ungeheuer ist, gänzlich unbekannt; denn nur gering, sehr gering ist die Tiefe, bis zu welcher wir durch Schächte und Rollen in die Erde gelangen können; gering ist

selbst die Tiefe des fast grundlosen Weltmeeres gegen den weit über tausend Meilen betragenden Durchmesser der Erde. Unvollkommen und mangelhaft ist demnach unser Wissen, sind es unsere Kenntnisse auch in dieser Hinsicht; denn welcher Sterbliche mag nns berichten, wie es in dem ungeheuern Schooße der Erde aussieht? welche Kräfte da walten? Wir stehen da an den Pforten des Unergründlichen, dessen es in der Natur für uns, so wie in den Schicksalen des Menschen so manches giebt.

Noch bleibt übrig, uns mit dem Inhalte der über der Erdkugel von dem Künstler angebrachten Schrift bekannt zu machen. Du liebe Emilie kannst sie uns einmal lesen.

Emilie (liest) Omnia sponte fluant, absit violentia rebus.

R. Da ich von euch, mein lieber Theodor und mein guter Karl, als Anfängern in der Erlernung der lateinischen Sprache, die Uebersetzung dieses etwas schwierigen lateinischen Verses nicht verlangen kann, so will ich euch den Inhalt desselben folgendermaßen erklären: Alles gehe seinen eigenen freien Weg; fern sei überall Willkühr und Gewalt. Dieser Ausspruch bildet nach dem Willen des Künstlers zugleich das Motto für unser Büchlein, und ohne Zweifel meint er damit, daß in den Verhältnissen des menschlichen Lebens eben so alle willkührliche Gewalt entfernt bleiben möge, als es in der Natur, in dem ganzen großen Weltgebäude der Fall ist, das den ewigen Gesetzen, welche ihm der Schöpfer gegeben, gehorcht und von keiner fremden Gewalt und Willkühr je gestört werden kann. Und so hätten wir denn das Allgemeine von unsrer Erde, wozu uns die erste Abbildung Anleitung giebt, kennen gelernt. Morgen werden wir zum zweiten Bilde übergehen.

So sprach Herr Reinhard; eins nach dem andern von den Kindern trat dann zu ihm und dankte ihm recht herzlich für den schönen und genußreichen Abend, den er ihnen durch seinen eben so angenehmen als nützli-

chen Unterricht bereitet hatte. Karl und Emilie kehrten, nachdem die vier kleinen Freunde sich noch eine Weile über das, was ihnen eben Herr Reinhard mitgetheilt, unterhalten hatten, recht innerlich vergnügt nach Hause zurück, wo es ihr erstes Geschäft war, den Vater um Erlaubniß zum folgenden Tage zu bitten, welche ihnen abermals gern gewährt ward.

Ihr könnt euch denken, meine kleinen Leser und Leserinnen, daß sich unsere kleinen Freunde zur bestimmten Zeit richtig wieder einfanden. Herr Reinhard kam ebenfalls bald nach ihnen, legte vor seine kleinen Schüler die Abbildung, welche sich uns in gegenwärtigem Büchlein als die erste darstellt auf den Tisch nud begann, nachdem alle dieselbe genau betrachtet hatten, folgendermaßen:

R. Wir kommen nun zu den Wirkungen, welche durch das Verhältniß unsers Weltkörpers zu der Sonne hervorgebracht werden. Es sind dieß die Tages- und Jahreszeiten. Nenne mir, liebe Amalie die vier Tageszeiten.

A. Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht.

R Ganz recht. Wer unter euch kann mir wohl sagen, wodurch alle diese hervorgebracht werden?

Theod. Durch die Sonne.

R. Du meinst also, daß auch die Nacht durch die Sonne hervorgebracht wird? Das möchte ich doch wohl nicht glauben. Vielmehr entsteht diese nur dadurch, daß eben die Sonne fehlt. Der Stand der Erde zur Sonne ist es, welcher diesen Unterschied bewirkt. Denn indem sich die Erde in einer Zeit von 24 Stunden um sich selbst herum bewegt, kommt sie in verschiedene Stellungen zur Sonne. Sie ist nämlich dann derselbe

Tages= und Jahreszeiten und die Elemente.

entweder mit ihrer ganzen Fläche zugekehrt (dann ist es Mittag), oder erhält, indem sie sich in schiefer Richtung von der Sonne befindet, das Licht derselben nur von der Seite (dann ist es Morgen oder Abend), oder ist endlich ganz von derselben abgewendet (dann ist es finstere Nacht). Es versteht sich von selbst, daß nur von einem gewissen Theile der Oberfläche unserer Erde die Rede sein kann, und daher kommt es auch, daß während wir auf der einen Seite unserer Erdkugel des hellsten Mittags genießen, die Bewohner der Gegenden, welche sich auf der entgegengesetzten befinden (man nennt sie deßhalb auch Gegenfüßler oder mit einem fremden Worte Antipoden) finstere Nacht haben. Betrachten wir nun das erste Bild der I. Kupfertafel näher, so stellen sich uns auf demselben Gegenstände dar, welche nicht sogleich den Zusammenhang errathen lassen, den sie mit dem eben jetzt Gesagten haben. Wenn ich euch aber sage, daß sich Manches auf demselben befindet, was ich euch nachher erst im Zusammenhange näher erklären kann, so werdet ihr das leicht heraus heben können, welches eben hieher gehört. Nun betrachte dir einmal das Bild recht genau, lieber Karl, und sage mir dann, was dir hierher zu passen scheint.

Nachdem Karl dieser Aufforderung Folge geleistet und ein Weilchen nachgedacht hatte, sagte er: „Ich glaube, daß durch dieses Bild der Morgen dargestellt werden soll, weil eben die Sonne im Aufgehen begriffen ist.

R. Damit hast du ganz Recht; allein der Künstler begnügte sich nicht mit diesem einzigen Symbole (Anzeichen) des Morgens, sondern er fügte noch ein zweites hinzu. Kann eines von euch mir dasselbe angeben?

Nachdem die Kinder wiederum das Bild genau betrachtet und sich die Köpfe über die Lösung dieser Frage, obwohl vergeblich zerbrochen hatten, nahm Herr Reinhard wiederum das Wort und sagte: „Das zweite Symbol

des Morgens sind die Leute, die ihr auf dem jetzt in Frage stehenden Bilde erblicket und die eben im Begriffe sind, an ihr Tagewerk zu gehen. Mit dem Morgen beginnt die Arbeit des fleißigen Landmannes, des emsigen Handwerkers; der erste Strahl der aufgehenden Sonne weckt diese zur frischen Thätigkeit, und darum ist es gar passend, auf diese Weise den Morgen zu bezeichnen. Nun steigt aber die Sonne höher und höher, ihre Strahlen schießen brennend auf die Erde herab, daß der fleißige Landmann schwitzt und trift in der Ausübung seines mühseligen Berufs Endlich hat das glühende Gestirn seinen höchsten Punct erreicht und steht fast in gerader Linie über den Häuptern der arbeitenden Menschen. Es ist also Mittag. Der Schatten ist so kurz geworden, daß er den müden Landleuten, die ihn aufsuchen wollen, um das Mittagsmahl im Kühlen zu genießen und dann durch ein Weilchen Ruhe neue Kräfte zu sammeln, nur wenig Schutz vor den glühenden Strahlen der Sonne gewährt. Dieß Alles, liebe Kinder, findet ihr recht artig und sinnig auf dem zweiten Bilde derselben Kupfertafel dargestellt. Die Sonne beginnt nach wenig Stunden zu sinken und neigt sich immer mehr dem fernen Gebirgssaume zu, bis sie endlich an dem äußersten Rande desselben wie eine scheidende Königin steht und mit mildem Blicke noch einmal über die schöne Erde hinwegschaut, die sie den Tag über erwärmt und beleuchtet hat. Indessen haben auch die Landleute und die andern Arbeiter ihr bestimmtes Tagewerk vollendet und kehren von dem Felde, aus den Werkstätten und von den Arbeitsplätzen zurück nach ihrer heimathlichen Wohnung; in die Thäler senken sich schon die grauen Schatten der Dämmerung und alles dieß verkündet uns den Abend. Wir finden ihn so wieder auf dem dritten Bilde derselben Kupfertafel. Werden nun die grauen Schatten immer schwärzer und entschwindet die Helle, die die untergehende Sonne am Himmel zurückließ, immer mehr, dann kommt die Nacht mit ihrer Sonne, dem Monde; dann ziehen die Gestirne herauf und der

Himmel scheint uns ein unermeßliches, goldgesticktes Zelt zu seyn. Der aufgehende Mond, der sich uns auf dem vierten Bilde darstellt, bezeichnet hinlänglich diese Tageszeit.

Eine fernere Wirkung, die aus dem Verhältnisse unserer Sonne hervorgeht, ist der Wechsel der Jahreszeiten. Du wirst mir die Zahl und die Namen derselben angeben können, liebe Emilie.

E. Es giebt deren vier: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

R. Sehr recht; allein kannst du mir wohl sagen, lieber Theodor, woher dieselben entstehen.

Th. Ich glaube einmal gehört zu haben, daß die Entfernung der Erde von der Sonne oft sehr ungleich ist; sind wir nun weiter von der Sonne entfernt, so dächte ich, müßte es kälter und also Winter seyn, sind wir derselben näher, so meine ich, daß die Jahreszeit warm, mithin Sommer sey.

R. Das ist nun freilich ein Irrthum, den du mit vielen andern, die sich weit besser unterrichtet dünken, als du, und die es auch eigentlich seyn sollten, gemein hast. Ich eile daher, ihn zu berichtigen. Die Entfernung der Erde von der Sonne beträgt nach den kunstreichen aber zuverlässigen Messungen und Berechnungen der Astronomen gegen 20. Millionen Meilen, und der Unterschied der Nähe, in welcher sie sich zu verschiedenen Zeiten zur Sonne befindet, über eine Million. Da nun selbst bei dieser ungeheuren Entfernung die Sonne noch so außerordentliche Wirkung auf unsere Erde hat, so könnt ihr daraus leicht abnehmen, daß der verhältnißmäßig geringe Unterschied von 1 Million Meilen nicht so große Verschiedenheit in der Wärme und Kälte hervorbringen könne, als es im Sommer und Winter wirklich der Fall ist. Es ist vielmehr die mehr oder minder schiefe Richtung, in welcher die Sonnenstrahlen auf die Erde herabfallen, wodurch der Unterschied der Jahreszeiten bewirkt wird. Der beste Beweis von der Richtigkeit dieser und der Irrigkeit der Meinung,

welche du uns vorhin mittheiltest, lieber Theodor, ist der, daß wir uns gerade im Winter der Sonne am nächsten befinden, im Sommer dagegen am weitesten von ihr entfernt sind. Nachdem wir nun die Ursache des Wechsels der Jahreszeiten, nämlich die verschiedene Stellung unserer Erde zur Sonne und die daraus entstehende veränderte, mehr oder minder schiefe Richtung der Strahlen derselben kennen gelernt haben, wird uns Karl gewiß angeben können, wann der Anfang einer jeden dieser vier Jahreszeiten eintritt.

Karl. Der Frühling fängt mit dem 21. März an, und dauert bis zum 22. Juni, wo der Sommer beginnt; diesem folgt am 22. September der Herbst und der Winter am 22. December.

R. Sehr richtig. Kehren wir nun nach dieser Einleitung zu unserm Bilde zurück, so finden wir hier in jedem einzelnen der kleinen Theile derselben eine Jahreszeit dargestellt, Amalie wird uns angeben, wodurch dieß kenntlich gemacht worden ist.

A. Ich sehe auf dem ersten Bilde da einen blühenden Baum und junge Gänschen; beides erblickt man nur im Frühlinge.

R. Du vergissest dabei zwei andere Gegenstände, welche nicht minder als jene für Anzeigen des Frühlings genommen werden können. Es ist dieß der hier säende, dort ackernde Landmann (die Zeit der Saat ist meist der Frühling) und die Vögel, die ihr über die hier dargestellte Gegend hinfliegen seht Diese Vögel kommen aus den warmen Ländern, wohin sie im Herbste gezogen waren, im Frühlinge zu uns zurück. Der Künstler hat sich wahrscheinlich unter denselben die euch allen bekannten Störche, die, wie ihr wissen werdet, zu den sogenannten Zugvögeln gehören, gedacht. Nun fahre fort, liebe Amalie, uns die Kennzeichen der Jahreszeiten auf der gegenwärtigen Kupfertafel anzugeben.

A. Den Sommer erkenne ich auf dem zweiten Bilde an den großen Getreidehaufen; denn ich erinnere mich, daß ich zu dieser Jahreszeit im vorigen Jahre dergleichen Haufen oft auf den Feldern gesehen habe; den Herbst aber auf dem dritten Bilde an den Bäumen, wie sie da voller Früchte hängen, und an den Weinreben, woran sich die süßen und wohlschmeckenden Weintrauben befinden.

R. Setze bei dem Herbste noch hinzu, daß er auch bezeichnet werde durch die wegziehenden Vögel und die Fischer, welche von ihrem Fange nach Hause zurückkehren; denn eben diese Jahreszeit ist es besonders, zu welcher der Fischfang mit großem Erfolg betrieben wird. Nun, und der Winter?

A. Die entblätterten Bäume und der Schnee kündigen diese Jahreszeit an.

R. Auch das Thier, welches wir auf der hierher gehörigen vierten Abbildung erblicken, hat Antheil daran. Es ist nämlich ein Wolf, der sich nur im harten Winter aus den Wäldern, in denen er haust, heraus und bis an die Wohnungen der Menschen wagt.

Und so lieben Kinder, hätten wir denn auch die Ursache der Jahreszeiten kennen lernen, und uns die Gegenstände, durch welche sie auf dieser Kupfertafel angedeutet werden, verständlich gemacht. Noch bleibt uns aber mancher Gegenstand auf den gegenwärtigen vier kleinen Abbildungen zu erörtern und zu erklären übrig, und wir gehen jetzt dazu sogleich über.

Der Grundstoffe oder Elemente, aus denen alle Dinge zusammengesetzt sind, kennt man vier; kannst du mir sie nennen, Theodor?

Th. Feuer, Wasser, Luft und Erde.

R. Richtig. Jedes dieser Elemente kann für sich ohne das andere nicht bestehen, das Feuer ohne

Luft nicht brennen u. s. w. Eines dieser Elemente scheint völlig unsichtbar zu seyn; was glaubt ihr, welches ich damit meine?

Alle. Die Luft! die Luft!

R. Nur wenn diese mit dichten Theilen von andern Elementen angefüllt ist, wird sie für uns sichtbar. Wenden wir uns nun zurück zu der bereits oft angeschauten Kupfertafel, so finden wir bei genauerer Betrachtung alle Elemente in ihren Wirkungen und Erscheinungen dargestellt. Getrauest du dir wohl, diese alle aufzufinden, lieber Karl?

K. Auf dem ersten Bilde erkenne ich, daß der Künstler mit den Ebenen, Felsen und Bergen, woraus die Oberfläche unserer Erde besteht, die Erde gemeint hat; das zweite Bild zeigt mir durch den Regenbogen die Luft an.

R. Nun und weiter nichts? Kannst du vielleicht noch etwas angeben, Theodor, wodurch das Element der Luft bezeichnet wird?

Th. Ich kann weiter nichts entdecken, als was Karl bereits gesagt hat.

R. Nun so muß ich es euch sagen. Die Bewegung der verschiedenen Luftmassen unter sich nennt man Wind; dieser treibt die auf dem Bilde befindliche Windmühle, welche daher recht wohl und recht passend für ein Symbol der Luft genommen werden kann. Aber auch die Tauben, welche mit ihren Flügeln die Luft durchschneiden, können als Bewohner dieses Elements für ein Symbol desselben gelten. Wie meintest du aber, lieber Karl, daß durch den Regenbogen die Luft angedeutet werden könne?

K. Nun weil sich der Regenbogen in der Luft befindet, und gleichsam in ihr zu stehen scheint.

R. Damit hast du ganz Recht; aber fahre fort, das Uebrige uns zu erklären.

K. Auf dem dritten Bilde erblicke ich einen Wasserfall, das Meer und eine Mühle, wodurch, wie ich glaube, das Wasser bezeichnet werden soll. Das vierte Bild aber stellt das Feuer dar, weil sich da ein feuerspeiender Berg befindet.

R. Ich bin mit deiner Erklärung im Ganzen recht wohl zufrieden. Es wird aber für euch alle recht ersprießlich seyn, wenn ich euch alle die auf dieser Kupfertafel dargestellten Gegenstände noch einmal, und zwar in folgender Ordnung wiederhole.

Das erste Bild stellt dar:

1) Die Erde, durch Ebenen, Felsen und Berge.
2) Den Morgen; durch den Aufgang der Sonne und die Leute, welche an ihr Tagewerk gehen.
3) Den Frühling durch die heranziehenden Störche, durch die jungen Gänse, die Arbeiten der Landleute und den blühenden Baum.

Das zweite Bild bezeichnet:

1) Die Luft; durch den Regenbogen, die Windmühle und die fliegenden Tauben.
2) Den Mittag; durch die ausruhenden Arbeitsleute und den kurzen Schatten, welchen die Sonne wirft.
3) Den Sommer; durch den aufgebaueten Haufen gerandeten Getraides.

Das dritte Bild zeigt uns Symbole:

1) Des Wassers; in dem Wasserfalle, der See und der Mühle.

2) Des Abends; durch die heimkehrenden Arbeitsleute und die untergehende Sonne, und
3) Des Herbstes; durch die fruchttragenden Bäume und Weinreben. die vom Fischfange zurückkehrenden Fischer und die nach Mittag ziehenden Zugvögel.

Das vierte und letzte Bild endlich versinnlicht uns:

1) Das Feuer; durch den feuerspeienden Berg.
2) Die Nacht; durch die Finsterniß und den aufgehenden Mond, und
8) den Winter; durch die blätterlosen Bäume, den Schnee und den Wolf.

Ihr werdet wohl thun, liebe Kinder, euch alles dieß recht genau in das Gedächtniß einzuprägen, damit ihr Rede und Antwort geben könnet über alle diese Gegenstände. Denn saget selbst, würdet ihr nicht tief beschämt euch fühlen, wenn einer eurer Gespielen oder auch ein Erwachsener euch nach der Bedeutung des einen oder andern Gegenstandes auf diesen Bildern fragte, und ihr wäret nicht im Stande darauf zu antworten? Ich werde daher morgen, bevor wir mit der Erklärung der nun folgenden Bilder fortfahren, eine kleine Wiederholung alles dessen, wovon heute die Rede gewesen ist, veranstalten und ich erwarte von euch, daß ihr durch Nachläßigkeit und Vergeßlichkeit des heutigen Unterrichts dem weiteren Fortschreiten in der Erklärung der übrigen Bilder kein Hinderniß in den Weg legen werdet. So sprach Herr Reinhard und der Unterricht war für heute beendigt, doch nicht die Bemühungen unserer kleinen Freunde. Vielmehr wiederholten sie gleich nachher gemeinschaftlich, indem eins dem andern das sagte, was diesem vielleicht wieder entfallen war. Und so brachten sie es noch an diesem Tage dahin, daß sie gewiß seyn konnten, alles im Gedächtnisse zu behalten, besonders aber sich der Bedeutung der Bilder deutlich zu erinnern.

Völker der Erde. Europäer.

Als sich am folgenden Abende unsere kleinen Freunde zur bestimmten Stunde wieder eingefunden hatten, war es ihr Erstes, einander zu fragen, ob sie alles das, was ihnen gestern gelehrt worden war, noch im Gedächtnisse hätten. Alle bejaheten es einander freudig und die darauf folgende Prüfung, welche Herr Reinhard mit ihnen vornahm, bewies, daß sie sich nicht zu viel zugetraut hatten, und bewährte ihre Aufmerksamkeit und ihren Fleiß aufs Trefflichste. Herr Reinhard freute sich nicht wenig, so aufmerksame und fleißige Schüler zu haben, er belobte sie deßhalb und gieng dann, wie er versprochen hatte, zur Erklärung der nun folgenden Kupfertafel über.

R. Kannst du mir die zwei Hauptbestandtheile der Erde angeben, liebe Emilie?

E. Wasser und Land.

R. Richtig Und das feste Land besteht wiederum aus wie viel Theilen?

E. Aus fünf.

R. Nenne sie.

E. Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien.

R. Recht schön. Welches ist wohl der größte dieser Erdtheile, welches der kleinste? was meinst du, Theodor?

Th. Asien ist der größte, Europa der kleinste.

R. Wie vorhin uns Emilie ganz richtig angegeben hat, so besteht die Erde aus Wasser und aus festem Lande; das erstere nimmt mehr als zwei Theile, das letztere kaum den dritten ein. Die Anzahl der Bewohner, um die es nun künftig hauptsächlich zu thun seyn wird, beträgt gegen 1000 Millionen, die sich in den wärm-

sten, wie in den kältesten Gegenden der Erde befinden. Man rechnet, daß ungefähr in jeder Secunde auf der ganzen Erde ein Mensch geboren wird, und in eben demselben kurzen Zeitraume ein solcher stirbt. Es werden daher geboren und sterben in jeder Minute 60, in jeder Stunde 3,600, und an jedem Tage 86,400, in jeder Woche 604,800, in jedem Monate (den Monat zu 30 Tage gerechnet) 2,592,000, und in jedem Jahre ungefähr 31,124,000 Menschen. Dieß beträgt zusammen ungefähr den 34 bis 35sten Theil der ganzen Bevölkerung. Die Menschen sind unter einander an Gestalt, Größe, Farbe, Sitten und Gemüthsart sehr verschieden und meist richtet sich dieser Unterschied nach der Gegend der Erde, wo sie geboren wurden, und in denen sie sich aufhalten. Und so, liebe Kinder, wären wir nun dahin, um die Erklärung der Bilder auf der dritten Kupfertafel zu beginnen. Das erste Feld auf derselben, mit 5) bezeichnet, stellt uns eine Art von Garten oder Park, der sich in der Nähe einer Stadt befindet, dar, und in ihm erblicken wir lustwandelnd mehrere anständig gekleidete Personen beiderlei Geschlechts. Was mag dieß wohl zu bedeuten haben, liebe Amalie? — Weiß es eines von euch? — Nun sehet lieben Kinder, dieß hat folgende Bewandniß: Die europäischen Völker sind die gebildetsten der Erde, besonders aber sind es einige Nationen, die sich durch hohe Bildung unter allen auszeichnen, wie die Engländer, Deutschen, Franzosen und Holländer. Es regierte vor ungefähr 120 Jahren in Frankreich ein König unter dem Namen Ludwig des Vierzehnten, der es durch Begünstigung der Gelehrten, Künstler und Gewerbtreibenden seines Landes dahin brachte, daß die französische Sprache, die unter ihm außerordentlich ausgebildet wurde, die Sprache fast aller Gebildeten in Europa wurde, französische Sitte sich durch diesen ganzen Erdtheil verbreitete. Auch mit der Kleidung geschah es so. Die französische Tracht sah man eben so gut in Schweden und Polen, als in Deutschland und Italien. Selbst der lange Zeitraum,

der zwischen jetzt und der Regierung jenes Königs von Frankreich liegt, hat dieß nicht geändert. Noch jetzt ist unter allen Gebildeten fast aller europäischen Nationen die französische Kleidertracht üblich. Es soll damit gar nicht behauptet werden, daß außer denjenigen Völkern, welche ich nachher noch namentlich aufführen werde, gar kein europäisches Volk, oder vielmehr die Bewohner irgend einer Gegend in Europa sich einer andern Kleidertracht als der französischen bediene; vielmehr können wir selbst in unserm deutschen Vaterlande kaum einige Meilen weit reisen, ohne zu bemerken, daß sich die Tracht, besonders der Landleute oft auffallend verändere, und es giebt auch in Europa viele Völker außer den weiter unten zu nennenden, welche sich durch eigenthümliche Kleidung auszeichnen; allein ihr müsset, lieben Kinder, dabei zugleich bedenken, daß es nur die Geringeren jener Völker sind, welche sich dieser eigenthümlichen Kleidung bedienen. Denn saget selbst, würdet ihr euch einen vornehmen, gebildeten Engländer in anderer Tracht vorstellen, als den vornehmen und gebildeten Italiener? Gewiß nicht. Der Künstler hatte also gar nicht Unrecht, als er durch die auf dem ersten Bilde der zweiten Kupfertafel befindlichen Personen alle gebildete Europäer darstellen wollte, und recht passend wählte er den Ort dazu, wo er diese Personen auftreten ließ. Der geschmackvoll angelegte Garten oder Park nämlich läßt uns zugleich das Wirken und die Thätigkeit eines gebildeten Volkes erkennen. Wir haben also unter diesen Personen folgende viele Nationen zu denken: Franzosen, Engländer, Deutsche, Portugiesen, Spanier, Italiener, Schweden, Ungarn, Polen. Nun werdet ihr euch nicht wenig wundern, daß die Bewoher des großen, ungeheuren Rußland darunter nicht mitgenannt, sondern vielmehr auf dem nächsten Bilde derselben Kupfertafel, welches mit 6) bezeichnet ist, besonders dargestellt sind. Dieß kommt unstreitig daher, weil sich eines Theils bei den Russen fast noch am meisten eine eigenthümliche Tracht erhalten hat, andern

Theils aber auch viele Vornehme unter denselben es verschmähen, eine fremde anzulegen. Das hierher gehörige Bild läßt uns einen Russen mit seinem weiten Rocke und Gurt darum erscheinen. Der Ort, den sich dabei der Künstler gedacht hat, ist die Hauptstadt des russischen Reiches; wie heißt sie doch, lieber Karl?

K. St. Petersburg.

R. Ganz recht. Der Russe ist von seiner Frau und zwei Kindern begleitet; weiter im Hintergrunde des Bildes erblicken wir zwei russische Handelsleute und einen Figurenträger, wie wir sie wohl bisweilen auch in Deutschland auf Messen und Jahrmärkten sehen.

Das dritte Bild auf der gegenwärtigen Kupfertafel mit 7) bezeichnet, stellt uns einen Mann und eine Frau von einem Volke dar, welches du, liebe Amalie, sogleich an der ihm ganz eigenthümlichen Tracht erkennen wirst.

A. O ja! es ist ein Türke und eine Türkin.

R. Die Türken sind das einzige Volk in Europa, welches sich nicht zur christlichen Religion bekennt! vielmehr sind sie Anhänger des muhamedanischen Glaubens, welcher ungefähr vor 1200 Jahren durch Muhamed gestiftet wurde. Nicht immer aber sind die Türken Besitzer des schönen Landes gewesen, welches sie jetzt bewohnen; es wohnte vielmehr da, vor kaum vierhundert Jahren ein hochgebildetes, christliches Volk. Du kannst mir vielleicht seinen Namen nennen, lieber Theodor?

Th. Die Griechen.

R. Ganz recht. Innere Streitigkeiten schwächten jedoch die Kraft dieses hochberühmten Volkes, und so kam es, daß das herrliche Land nach und nach die Beute einer aus Asien herbeidringenden Völkerschaft, der

Turkmannen oder Türken, ward, welche durch die Eroberung der Hauptstadt Konstantinopel die Unterwerfung desselben vollendeten. Auf diese Weise gelang es, bei der Uneinigkeit der übrigen christlichen Völker, diesen Anhängern des muhamedanischen Glaubens, sich einen festen Wohnsitz in Europa zu verschaffen und sich selbst in die Reihe der europäischen Nationen zu stellen. Die Türken sind ein unwissendes, träges und grausames Volk; doch dürfen wir auch nicht läugnen, wenn wir gerecht seyn wollen, daß sie manche Tugenden, namentlich die der Dankbarkeit, der Gastfreundschaft u. a. m. besitzen, und in der Ausübung derselben oft weit besser unterrichtete und gebildetere Völker beschämen. Tage lang können die Türken mit Nichtsthun zu bringen; man findet sie meist mit untergeschlagenen Beinen auf sogenannten Ottomannen sitzend, gemächlich ihre Pfeife dampfend; ja sie sind dann sogar zu träge, um nur etwas zu denken. Die Frauen haben bei den Türken ein sehr trauriges Loos; sie genießen nicht die geringste persönliche Freiheit und dürfen keinen Gang außer dem Hause thun, als etwa in ein öffentliches Bad oder in eine Moschee (ein türkischer Tempel). Den langen dünnen Thurm einer solchen Moschee erblicken wir auf dem gegenwärtigen Bilde über die Gebüsche des Gartens hervorragend. Man nennt diesen Thurm, der auf seiner Spitze mit dem Zeichen des muhamedanischen Glaubens, dem Halbmonde geziert ist, ein Minaret; von ihm herab rufen die Mullah's oder türkischen Priester die Anhänger ihres Propheten zum Gebete zusammen, wie bei uns zur Kirche geläutet wird. Die türkische Tracht ist, wie ihr euch durch Anschauen des Bildes überzeugen könnt, gar nicht uneben. Das männliche Geschlecht trägt einen weiten, faltigen Ueberrock, Kaftan genannt, darüber einen Gürtel; die Hosen sind äußerst weit und kurze Halbstiefeln bekleiden die Füße. Auf dem Kopfe trägt der Türke ein um denselben kunstreich gewundenes, oft äußerst kostbares Tuch und nennt diese Kopfbedeckung einen Turban. Denselben trägt das weib-

liche Geschlecht; lange Schleier wallen jedoch bei diesem herab; dieß und die langen, faltenreichen Gewänder verhüllt fast die ganze Gestalt, die nur selten ein Christ zu sehen bekommt, da außerdem noch die türkischen Weiber von ihren Gatten oder Vätern eingesperrt und sorgfältig bewacht werden.

Hiermit glaube ich euch, liebe Kinder, von den Türken genug gesagt zu haben und es wird nun Zeit, daß wir das nächste Bild ein wenig näher in Augenschein nehmen. Es ist dasselbe das letzte auf der gegenwärtigen Kupfertafel und mit 8) bezeichnet. Wir erblicken auf demselben einen Mann mit zwei Weibern in einer ganz eigenthümlichen Kleidung. An der fernsten Grenze von Europa, nahe an Asien liegen die Länder Zirkassien und Georgien. Die Bewohner derselben stehen vor euch. Es sind die schönsten und wohlgebildetsten Menschen der Erde. Gebirgig ist ihr Land, aber fruchtbare Gegenden enthält und treffliche Producte erzeugt es. Die schnellen Pferde, die es da giebt, bilden den Georgier wie den Zirkassier zum trefflichen, unermüdeten Reiter. Unerschrockenheit und Tapferkeit, Gastfreundschaft sind die Tugenden, welche jene Völkerschaften zieren.

Und so liebe Kinder, wären wir am Ende der Erklärung dieses Bildes und hätten die Schau der europäischen Völker beendet. Allein etwas Allgemeines über den Erdtheil, welchen wir bewohnen, muß ich euch doch noch mittheilen. Europa enthält ungefähr den 54sten Theil von der ganzen Erde, ist mithin der kleinste unter allen Erdtheilen. Seine größte Länge beträgt ungefähr 750 Meilen. An Flüssen leidet Europa keinen Mangel, obwohl die meisten derselben nur einen kurzen Lauf haben. Die größten derselben sind die Wolga an der Grenze von Rußland und Asien und die Donau, welche sich in das schwarze Meer ergießt. Drei große und hohe Gebirge finden wir in Europa, dieß sind die Alpen in der Schweiz; die Pyrenäen an der Grenze zwischen Frankreich und Spanien und die Karpathen in Ungarn. Der höchste Berg ist der Mont-

blanc in Italien; er erreicht aber bei weitem nicht die Höhe der großen Berge, welche sich in Asien und Amerika finden. Die größten Seen sind der Ladogasee in Rußland, der Bodensee in der Schweiz und der Wettersee in Schweden. Kannst du mir, lieber Karl, den Unterschied zwischen dem See und der See angeben?

K. Der See befindet sich mitten in einem Lande und erhält durch Ströme keinen Zufluß, die See aber, auch das Meer genannt, umgiebt selbst das feste Land und in dasselbe ergießen sich unzählige Flüsse und Ströme.

R. Ganz richtig. Außerdem giebt es auch drei feuerspeiende Berge in unserm Erdtheile; der Vesuv bei Neapel in Italien, der Aetna auf der Insel Sicilien und der Hekla auf der Insel Island. Alle diese werfen von Zeit zu Zeit Feuer aus und verwüsten dadurch die ganze umliegende Gegend. Europas Boden ist zwar nicht mit den herrlichen, reichen Pflanzen geschmückt, als die andern Erdtheile, aber desto sorgfältiger bebauen ihn seine Bewohner und viele Pflanzen, die nur in fremden Erdtheilen heimisch sind, haben durch die sorgfältige Thätigkeit der Europäer auch in unserm Erdtheile eine Heimath gefunden. Das Klima (auch der Erdstrich genannt) von Europa ist sehr verschieden; denn während in den Gegenden, welche am meisten gegen Mittag zu liegen, die herrlichsten Pflanzen in reichem Maaße gedeihen, während die Sonne daselbst mit außerordentlicher Gluth brennt, ein angenehmer Frühling, ein heißer Sommer und ein kurzer Winter herrscht, während in der Mitte Europas noch das Getreide zur Reife kommt, gedeiht in dem am meisten nach Mitternacht gelegenen Gegenden nicht einmal der Fichtenbaum mehr, sondern nur Moos deckt das kahle Gestein.

Obwohl nun Europa der kleinste unter allen Erdtheilen ist, so üben doch seine Bewohner fast auf die

ganze Erde einen außerordentlichen Einfluß aus. Ihre Kriegesheere sind die geübtesten und tapfersten; die Erzeugnisse ihres Fleißes die kunstreichsten. Europa ist der Sitz der Künste und Wissenschaften. Diesem Erdtheile verdanken die Menschen die Erforschung der wichtigsten Wahrheiten, die nützlichsten Erfindnngen.

Drei Religionen herrschen in Europa. Die meisten Bekenner zählt die christliche, außer denselben giebt es noch Juden und Anhänger des muhamedanischen Glaubens, von welchem wir schon weiter oben gesprochen haben. Heiden findet man nur wenige unter den Lappländern und Samojeden, welche den höchsten Norden unseres Erdtheiles bewohnen.

Damit schloß Herr Reinhard seinen heutigen Unterricht und die Kinder, erfreut, abermals recht viel Nützliches gelernt zu haben, gingen bald darauf aus einander.

„Nachdem wir gestern" — so begann Herr Reinhard, als sich am folgenden Tage seine kleinen Zöglinge mit ihren kleinen Freunden abermals um ihn versammelt hatten, „die Bewohner Europas, als des Erdtheiles, „den auch wir bewohnen, im Allgemeinen kennen gelernt haben, gehen wir heute auf Asien über, um uns „mit den zahlreichen Bewohnern desselben einigermaßen bekannt zu machen. Asien ist, wie ich euch schon gestern „mitgetheilt habe, lieber Theodor?"

Th. Der größte unserer fünf Erdtheile.

R. Ganz recht. Es enthält den 14ten Theil von der Oberfläche der ganzen Erde. Asien ist die Wiege des menschlichen Geschlechts, von daher sind die meisten andern Erdtheile bevölkert worden. Wir dürfen nur

Völker der Erde. Asiaten.

an die ganze Völkerwanderung denken, die ungefähr 400 Jahre n. Chr. G. Statt fand, und wodurch Europa mit Menschen gleichsam überschwemmt wurde. Daß bei der großen Ausdehnung dieses Erdtheils das Klima noch weit mehr verschieden seyn müsse, könnt ihr leicht denken, lieben Kinder. Die südlichsten Länder, Indien und die um dasselbe herum liegenden Inseln geben den heißesten Gegenden von Africa nur wenig nach; dagegen erstirbt in dem am meisten nach Norden zu gelegenen Gegenden das ganze Pflanzenreich. Eine Menge großer Ströme durchfließen Asien; die höchsten Gebirge der Erde finden wir hier; denn die höchste Spitze des Himmelajahgebirges beträgt gegen 26000 Fuß, eine Höhe, welche selbst der gewaltige Chimborasso in Amerika nicht erreicht.

So viel, lieben Kinder über diesen Erdtheil im Allgemeinen. Laßt uns nun unter Anleitung der jetzt folgenden Kupfertafel die Bewohner desselben ein wenig genauer kennen lernen. An Zahl derselben kommt kein Erdtheil Asien gleich; sie beträgt gegen 500 Millionen. Wie die Länder dieses unermeßlichen Erdtheils, so sind auch die Bewohner desselben unendlich verschieden. Die rohesten, wildesten und tapfersten, zugleich aber auch die trägsten, weichlichsten und üppigsten Völker finden wir in verschiedenen Ländern. Das erste Bild auf der gegenwärtigen dritten Kupfertafel mit 9) bezeichnet, macht uns mit einem äusserst merkwürdigen Volke bekannt. Vielleicht bist du, lieber Karl, wenn du die hier befindlichen Männer und ihre Tracht aufmerksam betrachtest, im Stande, mir den Namen desselben zu nennen.

K. Es sind Chinesen.

R. Richtig. Man nennt sie auch Sinesen. Dieses Volk bewohnt einen sehr großen Theil des mitteren Asiens und zählt vielleicht drei bis viermal mehr Menschen, als unser volkreiches Deutschland enthält. Die Chinesen sind keinesweges ungebildete und rohe Menschen, vielmehr haben sie es in vielen nützlichen Erfin-

dungen und Entdeckungen sehr weit gebracht. Das chinesische Porzellan, welches auch bei uns geschätzt wird, die chinesischen Tusche und andere Sachen mehr geben uns hinlänglich Beweise von ihrer Geschicklichkeit und von ihrer Bekanntschaft mit Bedürfnissen, wie sie nur ein gebildetes Volk haben kann. Allein dennoch herrscht zwischen der Bildung der Chinesen und der der europäischen Völker ein ganz gewaltiger Unterschied, denn während die ersteren vielleicht schon vor mehreren tausend Jahren auf derselben Stufe der Kultur gestanden haben, schreiten die letzteren unaufhörlich weiter, und eben darinnen ist diesen bei weitem der Vorzug vor jenen zu geben. So ist z. B. erwiesen, daß die Chinesen lange vor uns die Erfindung des Schießpulvers gemacht hatten, allein bei uns befindet sich jetzt diese Erfindung in einem weit vollkommneren Zustande Wie die künstlichen Arbeiten der Chinesen schon vor mehr als tausend Jahren gewesen sind, so und nicht besser, stellen sie sich jetzt dar. Eine Vervollkommnung, ein Fortschreiten zum Besseren findet bei ihnen gar nicht Statt. Manche guten Eigenschaften, Verträglichkeit, Sanftmuth und Geduld mögen den Chinesen zieren, aber sein unerhörter Stolz macht ihn uns lächerlich, seine Feigheit verächtlich. Aeußerst merkwürdig sind die sonderbaren Sitten und Gebräuche, welche bei diesem Volke herrschen; ich will euch einige davon hier mittheilen: Bei einem festlichen Mahle sitzen sie nicht etwa, wie wir, mit ihren Gästen an einer Tafel, sondern jeder Gast erhält für sich seinen eignen Tisch. Ihre Trauerkleider sind weiß. Begegnet ein Chinese seines Gleichen auf der Straße, so schlägt er beim Begrüßen die Hände zusammen, neigt dann den Kopf ein wenig und sagt ein höfliches Compliment. Gegen Vornehmere schlagen die Sinesen die Hände zusammen, heben sie dann in die Höhe, bücken sich tief und lassen die Hände sinken. Bekannte, die sich begegnen, knieen vor einander nieder, neigen sich zur Erde, stehen auf und wiederholen dieß dreimal. Von der Schönheit der menschlichen Gestalt hat man in China ganz sonderbare Begriffe.

Wer da nicht recht dick und sogar fett ist, der darf sich nicht einbilden, schön zu seyn; vor allem aber sieht man es bei den Mädchen für eine große Schönheit an, wenn sie einen recht kleinen Fuß haben. Sobald daher ein Mädchen geboren wird, schnürt und wickelt man ihr die Füße fest ein, und dieß wird so lange fortgesetzt, als der Fuß noch wächst. Ihr könnt euch leicht denken, daß durch diese eben so alberne als grausame Maßregel die armen Geschöpfe an den Füßen ganz verkrüppelt werden. Und in der That schleifen auch die Sineserinnen ihre Füße nach, statt daß sie damit eigentlich gehen. Bei uns tadelt man es mit Recht, wenn ein Mensch so unreinlich ist, sich die Nägel nicht von Zeit zu Zeit zu schneiden; das thun in China aber nur die armen Leute; die Vornehmen und Reichen lassen sie wachsen so lang, als es nur möglich ist; dabei sehen sie jedoch sorgfältig darauf, daß sie rein und durchsichtig bleiben, und verwahren sie des Nachts in besonders dazu gemachten Futteralen. Aus allem diesem werdet ihr hinlänglich erkennen, daß die Chinesen ein ganz sonderbares, aber dabei doch merkwürdiges Volk sind. Der Regent von China nennt sich Kaiser und würde gewiß der mächtigste Herrscher der Erde seyn, wenn sein Volk kriegerischer gesinnt und tapferer wäre. So aber ist es gar nichts seltenes, eine chinesische Armee mit Sonnenschirmen zu sehen. Demungeachtet ist aber die Tyrannei und die Willkühr der chinesischen Herrscher und ihrer Beamten, die man Mandarinen nennt, sehr groß. So darf sich z. B. Niemand vor dem Kaiser sehen lassen, wenn er ausfährt; wer auf der Gasse wollte stehen bleiben, würde sein Leben wagen. Nächst der Geduld, mit welcher der Chinese außerordentlich künstliche Arbeiten verfertigt, zeichnet er sich auch noch durch die Gelassenheit aus, mit welcher er eine ihm von seinem Vorgesetzten zuerkannte Strafe erträgt. Diese Strafen bestehen meist und bei dem geringsten Anlaß in körperlichen Züchtigungen, welche bei uns und gewiß mit Recht für schimpflich gehalten werden. Allein die Chinesen

scheinen in dieser Hinsicht wenig Ehrgefühl zu haben; denn der Vornehme und Mächtige kann eben so gut mit dem Bambusrohre gezüchtigt werden, als der Geringe, und keiner verliert durch diese bei uns so schimpfliche Strafe an Achtung bei seinen Mitbürgern und Freunden. Der berühmte englische Reisende Barnow erzählt uns, wie er mit angesehen habe, daß ein vornehmer und mächtiger Mandarin Stockschläge mit dem Bambusrohre erhalten habe. Gleich nach Beendigung dieser Züchtigung, sei er mit großer Würde wieder aufgestanden und habe seinen Untergebenen Befehle ertheilt, ohne daß diese ihn darum minder geachtet hätten. Die chinesische Schriftsprache ist für alle andere Völker äußerst schwierig zu erlernen, indem sie aus lauter sogenannten Charakteren besteht. Was meint ihr wohl, lieben Kinder, was darunter zu verstehen sei? (Alle schweigen) Nun seht: Der Chinese hat für jeden Gegenstand ein besonderes Zeichen und eben diese Zeichen, welche die Stelle unserer Buchstaben oder vielmehr unserer Wörter vertreten, nennt man Charaktere. Auch ihre mündliche Sprache ist sehr schwer zu fassen, und sie ist daher kein geringes Hinderniß an der näheren Bekanntschaft der europäischen Völker mit ihnen; und obendrein bietet die chinesische Regierung Alles auf, um diese nähere Bekanntschaft zu verhindern. Kein Ausländer, er mag Europäer seyn oder nicht, darf sich in das Innere von China wagen und nur Wenigen ist es bis jetzt gelungen, dahin zu gelangen. Den Holländern, die an der Grenze von China eine Niederlassung gegründet haben, ist es allein gestattet, Handel mit gewissen Erzeugnissen der chinesischen Kunst und des chinesischen Bodens zu treiben; doch müssen sie sich dabei manchen schimpflichen Demüthigungen unterwerfen. Die herrschende Religion in China ist die des Confucius, welche ebenfalls das Daseyn eines einzigen Gottes lehrt. Außer denselben herrschen aber auch noch viele andere, und meist heidnische Religionen in dem fast unermeßlichen chinesischen Kaiserreiche.

Die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Kaisers ist Peking, welche einige Tagereisen lang seyn und mehrere Millionen Einwohner enthalten soll. Die zweite Stadt des Reiches, Nanking, ist durch den schönen und hohen Porzellanthurm berühmt, der sich daselbst befindet, aber nicht etwa, wie ihr leicht glauben möchtet von lauter Porzellan erbaut, sondern vielmehr nur zum Theil auswendig damit bekleidet ist. Vielleicht habt ihr schon von der großen chinesischen Mauer reden hören; ich will euch jetzt von derselben, so viel mir bekannt ist, mittheilen. Dieses Festungswerk ist unstreitig das größte, welches je von Menschen erbaut worden ist. Gegen Norden zu gränzt nämlich das chinesische Reich an Gegenden, welche von wilden und kriegerischen Völkern bewohnt sind. Um nun das Land vor den Einfällen derselben zu schützen, beschloß der Kaiser, eine große und feste Mauer erbauen zu lassen. Dieß geschah ungefähr 213 Jahre n. Ch. G. Der Grund dieses riesenhaften Bauwerkes ist aus Quadersteinen gemacht, der obere Theil aber aus gebrannten Backsteinen. Die Mauer, die ungefähr 13 Ellen hoch und 7 Ellen dick ist, besteht eigentlich aus zwei dünneren Mauern, deren Zwischenräume mit Schutt und Erde ausgefüllt sind. Alle hundert Schritte sind Thürme erbaut, in denen sich eine große Menge Kanonen befindet. Der schon vorhin erwähnte berühmte englische Reisende Barrow erzählt uns, daß diese Mauer gegen 700 deutsche Meilen lang ist; wenn daher so viel an ihrer Höhe und Dicke hinweg genommen und ihrer Länge zugesetzt würde, daß sie nur einen Fuß dick und 12 Ellen hoch bliebe, so würde die ganze Erde zweimal mit derselben umgeben werden können. Zur Erbauung dieser Mauer gebrauchte der Kaiser von China seine ganze Macht und ließ den dritten Theil aller Arbeiter in seinem ganzen ungeheuren Reiche auf dieser langen Linie aufstellen und die Arbeit an allen Punkten zugleich anfangen. Es galt dem despotischen Regenten gleich viel, ob viele Hunderttausende seiner Unterthanen in den außerordentlichen Beschwerden, die

sie bei diesem Baue erdulden mußten, ihren Untergang fanden. Denn die höchsten Berge, wie die weitesten Ebenen, die tiefsten Schluchten, wie die freundlichsten Thäler mußten mit dieser Mauer versehen werden; und doch vermochte selbst dieser Riesenbau nicht eine wilde Völkerschaft, die Mongolen zurückzuhalten, in das Innere des Kaiserreiches einzudringen und sich dasselbe zu unterwerfen.

Das bereits erwähnte mit 9) bezeichnete Bild stellt uns mehrere Chinesen dar, wie sie eben sich unter einem sogenannten Baldachin (eine Art von Zeltdach) versammelt haben; eine ganz eigene Art von Mützen bedeckt ihren kahl geschornen Kopf. In einiger Entfernung erblicken wir chinesische Thürme mit ihren runden, ausgeschweiften und spitzig zu gehenden Dächern, nach deren Art bei uns Gartenhäuser und andere Gebäude, die zum bloßen Vergnügen bestimmt sind, erbauet werden.

So habe ich euch denn wohl genug von diesem merkwürdigen und seltsamen Volke mitgetheilt und es wird nun Zeit, daß wir dazu übergehen, die Bekanntschaft eines andern zu machen, wozu uns das mit 10) bezeichnete Bild, das zweite auf der gegenwärtigen Kupfertafel Gelegenheit giebt. Dieß sind die Indianer, auch Hindostaner genannt. Kannst du mir wohl angeben, lieber Theodor, wo sich dieses Land befindet?

Th. (nachdem er die Karte von Asien zur Hand genommen) Ganz unten, an der äußersten Spitze nach Mittag zu.

R. Ganz recht. Aber sage mir, wie unterscheidet du denn diese Indianer von denen in Amerika, und wie kommt es, daß zwei von einander so entfernte Länder einerlei Namen führen?

Th. Die hier gemeinten nennt man zum Unterschiede von jenen auch Hindostaner; das Land, welches dieselben bewohnen Ostindien oder Hindostan, während das, welches die Indianer in Amerika bewohnen,

Westindien genannt wird; jenes, weil es nach Morgen, dieses, weil es von uns aus gerechnet, nach Abend zu liegt.

R. Du hast eine recht deutliche, ausführliche und richtige Erklärung gegeben. Es sind also die Bewohner von Ostindien, die man mit einem noch besonderen Namen Hindus nennt, mit welchen wir uns jetzt einige Augenblicke lang beschäftigen wollen.

Ostindien ist unstreitig eines der schönsten, fruchtbarsten und bevölkertsten Länder der Erde. Die herrlichsten Pflanzen gedeihen hier in einer Pracht und Fülle, wie wir sie uns kaum denken können; die edelsten Metalle, Gold, Diamanten u. dergl. werden hier im Schooße der Erde gefunden; die Riesen der Thierwelt bedrohen hier den Menschen; bald ist er in Gefahr von der fürchterlichen Riesenschlange erdrückt und verschlungen, von den mancherlei giftigen Thieren dieser Gattung, der schrecklichen Klapperschlange, der Brillenschlange u. s. w. durch einen Biß getödtet zu werden; bald lechzt ein Tieger, Löwe, Panther oder Leopard nach seinem Blute, bald endlich sperrt das gräuliche Krokodill seinen scheußlichen Rachen gegen ihn auf. Aber selbst diese für uns so schrecklichen Gefahren wird der Bewohner von Hindostan gewohnt; er tritt ihnen mit derselben Gleichgültigkeit entgegen, als wir uns muthig in einen Wald begeben, der von Hirschen und wilden Schweinen bewohnt wird; ja seine außerordentliche Kunst hat es sogar dahin gebracht, die wildesten, giftigsten Schlangen zu zähmen nnd seinem Willen unterthan zu machen.

Die Hindus sind ein schöner, trefflicher Menschenschlag, von vielen guten Anlagen. Ihre Zahl, die sich leicht auf 150 Millionen belaufen mag, läßt es uns denken, daß auch unter ihnen eine große Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche und der Religion herrscht. Ganz besonders aber sind die indischen Völker, welche

Vorder-Indien bewohnen, von denen verschieden, deren Wohnsitz das sogenannte Hinter-Indien ist. Man pflegt diese beiden Theile von Ostindien, Indien diesseits und jenseits des Ganges zu nennen. Kannst du mir vielleicht angeben, warum, lieber Karl?

K. Der Ganges ist ein großer, breiter Strom, welcher diese beiden Theile von Indien von einander trennt; das nach Norden zu gelegene pflegt man Indien diesseits des Ganges, Vorder-Indien, das am andern Ufer dieses Stromes gelegene Indien jenseits des Ganges oder Hinter-Indien zu nennen.

M. Ganz recht. Beide Theile von Indien sind sehr von einander unterschieden. Denn während die Völker von Indien jenseits des Ganges unter ihren eigenen, eingebornen Fürsten stehen, hat sich der Regierung derjenigen, welche Vorderindien bewohnen, eine Gesellschaft von englischen Kaufleuten bemächtigt, welche, wie ihr auch vielleicht schon gehört haben werdet, die ostindische Compagnie genannt wird. Diese ostindische Compagnie tauscht mit den meisten europäischen Fürsten nicht an Macht und Reichthum; denn gegen 100 Millionen Menschen nennt sie ihre Unterthanen und die Einkünfte eines ungeheuern Reiches sind, wie ihr euch ebenfalls leicht vorstellen könnt, ganz außerordentlich groß. Wie es dahin gekommen sei, daß eine Gesellschaft von bloßen Kaufleuten sich zu einer solchen ungeheuern Machthabe erheben können, das, lieben Kinder, muß dem spätern Unterrichte, den ihr in der Geographie und Geschichte erhalten werdet, vorbehalten bleiben. Die Regierung hat ihren Sitz zu Calcutta, einer großen Stadt, in welcher mehrere Hunderttausend Menschen wohnen. Daß der Character der Hindus wenig kriegerisch seyn müsse, können wir schon daraus abnehmen, weil es den Engländern mit so geringen Mitteln gelingen konnte, sich zu einer solchen Höhe von Macht empor zu schwingen. Doch unterscheiden sich hierinnen die Bewohner Hinterindiens gar sehr von den Hindus diesseits des Ganges; denn während diese sanft,

verträglich und den Beschwerden und Gefahren des Krieges abgeneigt sind, sind jene kriegerische und muthige Leute, die bisher allen Angriffen der Engländer mit glücklichem Erfolg Trotz geboten haben. Der Religionen giebt es in diesem großen und reichen, volkreichen Lande mehrere; ein Theil der Hindostaner verehrt den Brama als ihren Gott (die Priester desselben heißen Braminen), ein anderer dagegen ist den Lehrern des Islam, wie der muhamedanische Glaube auch bisweilen genannt wird, ergeben, ein dritter besteht wohl gar aus Heiden nnd endlich hat sich das Christenthum in den von den Engländern eroberten und in Besitz genommenen Gegenden außerordentlich verbreitet.

Der Ganges, den wir schon als die natürliche Grenze von Vorder- und Hinterindien kennen gelernt haben, wird, gleich den Nil bey den Aegyptiern, für heilig gehalten und man legt dem Wasser desselben außerordentliche Wunder- und Heilkräfte bei. Das hieher gehörige Bild, stellt uns daher außer dem darauf befindlichen Hindostaner auch eine Frau vor, welche in einem Kruge solch heiliges Wasser aus dem Ganges geschöpft hat. Seitwärts im Hintergrunde der Landschaft, die uns durch die außerordentliche Pracht und den Reichthum ihrer Pflanzen entzückt, erblicken wir einen heidnischen Götzentempel, dem indischen Gott Dschaganatoh geweiht. Uebrigens sind die Hindus keineswegs ein rohes und wildes Volk, sie haben es vielmehr in mancherlei Künsten recht weit gebracht und ihre Braminen besitzen nicht selten außerordentliche Kenntnisse in den mannigfachen Fächern der Wissenschaften. Sie bedienen sich dabei einer ganz besondern Sprache, welche die Sanscrit-Sprache heißt, und in welcher Wörter aus allen Sprachen der Erde, mithin auch aus der unsrigen, der deutschen enthalten sein sollen. Merkwürdig ist noch bei den Hindostanern die außerordentliche Sorgfalt für die Thiere, welche sie zeigen. Man hütet sich nicht nur sorgfältig, einem derselben etwas zu Leide zu thun, sondern sorgt auch sogar dafür,

daß dieselben, wenn sie erkranken, in besondern, zu diesem Zwecke erbauten Krankenhäusern verpflegt und geheilt werden. Besonders aber sind es einige Thiere, welche bei den Hindostanern in vorzüglicher Achtung stehen, z. B. die Hunde, deren es in den großen Städten Indiens eine außerordentliche Menge giebt, wovon die meisten nicht einmal, wie bei uns, einen bestimmten Herrn haben. Ja es giebt Länder in Indien, da gewisse Thiere, z. B. die äußerst selten zu findenden weißen Elephanten, göttlich verehrt werden. Dieß ist nun freilich eine eben so große Thorheit und schädlicher Aberglaube, als die gute Behandlung der Thiere, welche uns oft so mannigfaltigen Nutzen bringen, eine löbliche Gewohnheit und nachahmungswürdige Sitte ist. So lieben Kinder, sei es genug von Indien. Allein ehe wir zu den nächsten Bildern auf dieser Kupfertafel übergehen, kann ich nicht umhin, euch noch erst mit einem Volke bekannt zu machen, welches unstreitig unter die merkwürdigsten Asiens gehört. Dieß sind die Japaneser. Das japanische Reich, welches wie China von einem Kaiser beherrscht wird, besteht aus den großen Inseln, Niphon, Nimo und Xikoko, welche zusammen über 20 Millionen Einwohner haben. Der Boden ist äußerst gebirgig und steinig und nur dem eisernen Fleiße der Japaneser hat es gelingen können, ihm so viele Früchte, als er ihnen wirklich giebt, abzugewinnen. Selbst die steilsten Berge sind mit außerordentlicher Sorgfalt angebaut und urbar gemacht. Der Umstand, daß den Einwohnern von Japan durch Gesetze ausdrücklich anbefohlen worden ist, den Ackerbau zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen, mag freilich viel dazu beigetragen haben; allein wenn die Menschen dort an und für sich nicht fleißig und thätig wären, so würde auch ein solches Gebot nicht viel fruchten. Der türkische Kaiser könnte seinen Unterthanen noch so streng anbefehlen, sich des Ackerbaues zu befleißigen, so würde dennoch wenig gethan werden. Vierfüßige Thiere findet man sehr wenige in Japan, nur Hunde giebt es im Ueberfluß. Ein Kaiser von Japan, der diese Thiere außerordentlich liebte, hat durch ein Ge-

setz anbefohlen, daß man sie häufig halten soll. Sie werden in großen Gebäuden auf öffentliche Kosten verpflegt. Wir kennen übrigens nur sehr wenig von Japan. Erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, mithin vor etwa 300 Jahren entdeckten die Portugiesen jene Inseln, indem sie durch einen Sturm an die Küste derselben verschlagen wurden. Die Jesuiten, ein geistlicher Orden, suchten nun in Japan die christliche Religion auszubreiten, welches ihnen auch außerordentlich gelang. Allein hundert Jahre später wurden sie, da sich die Portugiesen äußerst anmaßend und zügellos betrugen, auf ewig aus dem Reiche verbannt und die Anhänger der christlichen Lehre mit außerordentlicher Grausamkeit und Hartnäckigkeit verfolgt. Seitdem sind es unter den Europäern nur noch die Holländer, denen im japanischen Reiche der Zutritt erlaubt ist, und sie müssen sich, wie in China, die schimpflichsten Demüthigungen dabei gefallen lassen. Es giebt nur einen Ort, wo sie sich während ihres Aufenthaltes in Japan zeigen dürfen. Dieß ist die Insel Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt Nangesaki zusammenhängt. Hier leben sie, streng bewacht, wie in der engsten Gefangenschaft.

Die Japaner sind gewiß die gesittetste und gebildetste Nation in ganz Asien; sie sind stolz, muthig, witzig, verständig und gelehrig, auch schätzen sie gute Eigenschaften selbst an den Völkern, die sie ihrer schlechten Aufführung oder der demüthigenden Behandlung wegen, die sie sich aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Dichtkunst, Musik und Malerei sind bei ihnen sehr beliebt und in der letzteren Kunst haben sie es weiter gebracht, als die Chinesen, wie man an dem aus Japan und China kommenden Porcellan durch Vergleichung beider leicht bemerken kann. Daß sie sehr arbeitsam sind, habe ich euch schon weiter oben bei Gelegenheit des Ackerbaues erwähnt, demungeachtet aber sind an ihnen auch manche Fehler zu tadeln, wie sie vielen Völkern, die unter einer tyrannischen Regierung stehen, eigen sind. Sie sind im höchsten Grade abergläubisch, und die Priester, die davon gro-

ßen Gewinn haben, thun Alles, um sie darinnen zu erhalten; dabei sind sie grausam und außerordentlich zur Rachgier geneigt; Beleidigungen vergessen sie nie und ihre Rache dafür bleibt nie aus, wenn sie auch erst spät kommen sollte. Eine Tugend, die ich vergessen habe euch bei Aufzählung der Vorzüge der Japanesen zu erwähnen und welche dieses Volk in einem hohen Grade schmückt, ist die Ehrfurcht und Liebe für das Alter und ganz besonders auch die kindliche Liebe für die Eltern. So ist es in Japan Sitte, daß ein Vater seinem erwachsenen Sohne zu einer bestimmten Zeit sein ganzes Vermögen übergiebt, und doch soll noch nie ein einziges Beispiel vorgekommen sein, daß der letztere den erstern verlassen oder ihn auch nur unfreundlich behandelt hätte. Fürwahr! in dieser Hinsicht verdienen die Japanesen allen andern Völkern zum Muster aufgestellt zu werden. Da der Landmann in Japan von seiner Erndte dem Landesherrn mehr als die Hälfte abgeben muß, so könnt ihr euch leicht denken, lieben Kinder, daß diese Menschen nichts weniger als wohlhabend sind, vielmehr werden sie meist von der bittersten Armuth gedrückt. Um Verschwörungen zu verhüten, muß jeder Bürger auf den andern genau Achtung geben, besonders wenn er mit ihm in einer gewissen Verbindung steht; denn dann trifft ihn dieselbe Strafe, welche der andere durch sein Verbrechen verwirkt hat. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbarn stehen; ja so sind die Bewohner einer Gasse verbunden einem Bestohlenen den Werth der entwendeten Sache zu ersetzen, weil es nach den Gesetzen des Staats ihre Pflicht gewesen wäre, Achtung zu geben, daß in der Nähe ihrer Wohnungen kein Diebstahl verübt werden könnte. In Japan giebt es übrigens keine Geldstrafen, sondern alle Vergehen werden durch körperliche Züchtigungen, durch den Tod oder auch durch Verbannung gestraft und diese Strafen ohne Unterschied an Vornehmen, wie an Geringen, mit unerbittlicher Strenge vollzogen.

Die Regierung wird nun zwar von einem sogenannten Kaiser geführt; allein außer diesem giebt es noch ein Oberhaupt von Japan. Dieß ist der Dairi oder Hohepriester. Früher hatte dieser letztere die ganze Regierung in seiner Gewalt, allein ein mächtiger Statthalter bemächtigte sich einst derselben und ließ dem Kaiser nur den geistlichen Titel und die geistliche Macht. Seit jener Zeit führt der Dairi ein äußerst trauriges Leben, denn er ist weiter nichts, als ein vornehmer Gefangener des weltlichen Kaisers. Kein menschliches Auge darf ihn sehen. Will er einmal in seinem Garten oder im Innern seines ungeheuern, wohlverwahrten Pallastes frische Luft genießen, so wird Allen durch ein gewisses Zeichen Entfernung geboten, ehe er seine innersten Gemächer verläßt. In diesem Pallaste wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name außerhalb desselben bekannt gemacht. Die Religion, welche in Japan herrscht ist die des Fo; sie lehrt das Dasein mehrerer Götter, gehört also zu den heidnischen Gottesverehrungen.

Doch nun wird es Zeit, zu der Erklärung der folgenden Bilder überzugeben. Weit hinauf nach dem Norden von Asien zu, an den Ufern des großen Wolgastromes, wohnen die Kalmücken, die zu dem sogenannten mongolischen Völkerstamme, dessen wir bereits bei der Beschreibung der Chinesen gedacht haben gehören. Sie sind, wie alle andern Völker ihres Stammes, sehr roh und kriegerisch; doch ist die Zahl derselben durch häufige Kriege, die sie mit den Chinesen und Russen geführt haben, außerordentlich vermindert worden. Sie theilen sich übrigens jetzt in mehrere Stämme, welche sich zwar verschiedenen Regierungen unterworfen haben, aber dennoch von ihren eigenen Oberhäuptern, die sie Khans nennen, regiert werden. Auf diese Weise, weil nämlich auch der russischen Herrschaft sich mehrere solcher Stämme unterworfen haben, ist es gekommen, daß mit den Kriegs-

heeren, die vor ungefähr 20 Jahren aus Rußland in unser Vaterland kamen, auch Kalmücken daselbst erschienen. Sie führen, wie ihr euch durch die genauere Betrachtung des eilften Bildes überzeugen könnet, Bogen und Pfeile; doch sind ihnen auch die Feuergewehre nicht unbekannt. Da sie sich an keinem Orte lange aufzuhalten pflegen, so sind ihre Wohnungen äußerst einfach; sie bestehen in bloßen Hütten mit runden Dächern und so erblicken wir sie auch auf dem gegenwärtigen Bilde; die im Hintergrunde desselben befindlichen Reiter lassen uns vermuthen, daß die Kalmücken keine ungeschickten Reiter sind, welches auch wirklich der Fall ist.

Die Kalmücken haben übrigens, eben so wie alle andern mongolischen Völkerstämme eine ganz eigene Gesichtsbildung. Ein breites Gesicht, breitgedrückte Nase, kleine aber lang geschlitzte und tief liegende Augen zeichnen sie vor allen Völkern aus. Die Religion ist bei diesen Menschen, die übrigens sehr gutmüthig sind und die Tugend der Gastfreundschaft mit einer außerordentlichen Gewissenhaftigkeit üben, in einem sehr traurigen Zustande; die meisten von ihnen sind Götzenverehrer; einige bekennen sich zu dem muhamedanischen Glauben, noch andere sind endlich unter der russischen Regierung Christen geworden, und diese hat ihnen in der Statthalterschaft Orenburg ein fruchtbares Gebiet eingeräumt, wo sie sich seitdem außerordentlich stark vermehrt haben sollen. Wohl zu unterscheiden sind die Kalmücken von den Baschkiren, denn diese, obwohl beide in ihrer Lebensart und in ihren Sitten viel mit einander gemein haben, stammen von einem andern asiatischen Volke, den Mogairen ab und bekennen sich durchgängig zur muhamedanischen Religion.

Das letzte Bild auf der gegenwärtigen Kupfertafel mit 12) bezeichnet, macht uns mit einer der Nationen bekannt, welche die nördlichsten Gegenden Asiens bewohnen. Dieß sind die Tungusen. Gleich den Lappländern, die wir im höchsten Norden von Europa finden, ist der Tungusen einziger Reichthum das Rennthier;

Völker der Erde. Afrikaner, Amerikaner, Australier.

es wird bei ihnen Heerdenweise gehalten und giebt ihnen alle die Bedürfnisse, die sie bei ihrer einfachen Lebensart haben. Das gegenwärtige Bild stellt uns den Augenblick dar, wo der Besitzer einer solchen Rennthierheerde diese auf die Weide treibt, indem er dabei auf einem dieser Thiere reitet; wir erblicken aber eben daselbst auch einen Mann, wie er ein dem Fuchse ähnliches Thier, welches er wahrscheinlich eben gefangen oder getödtet hat, an den Hinterbeinen hält. Dieß zeigt uns hinlänglich, daß die Tungusen auch Liebhaber der Jagd sind, und allerdings fordert sie der große Reichthum der Gegenden, die sie bewohnen, an allerhand wilden Thieren, Zobel, Hermeline (die, wie euch bekannt seyn wird, ein vortreffliches Pelzwerk geben) zu dieser Beschäftigung auf.

Und hiemit, lieben Kinder, beschließen wir die Erklärung der vierten Kupfertafel, welche uns die Bewohner verschiedener Länder Asiens darstellt. Werdet ihr nun morgen im Stande seyn, das Merkwürdigste, welches ich euch über diesen Erdtheil mitgetheilt habe, zu wiederholen, so werden wir denn sogleich zur Erklärung der nächsten Kupfertafel, welche uns mit den Bewohnern der drei übrigen Erdtheile bekannt macht, übergehen."

Theodor und Amalie, Karl und Emilie hatten das, was ihnen Herr Reinhard gestern gelehrt hatte, mit einander so fleißig wiederholt, daß der Lehrer äußerst zufrieden mit ihnen war, dann sogleich, wie er versprochen, die folgende Kupfertafel zur Hand nahm und sie seinen kleinen Schülern vorlegte. Ihr, meine kleinen Leser und Leserinnen, findet sie unter No. IV. Nachdem nun die Kinder dieselbe alle genau betrachtet hatten, fragte Herr Reinhard Theodor.

R. Kannst du mir wohl sagen, welches Land auf dem dreizehnten Bilde dargestellt ist?

Th. Aegypten.

R. Woran erkennst du es?

Th. An den in der Ferne ersichtlichen dicken und spitzigen Thürmen, welche man Pyramiden nennt und die sich in keinem andern Lande als in Aegypten finden.

R. Sehr richtig. In welchem Erdtheile befinden wir uns also, liebe Emilie?

E. In Amerika.

R. Ei nicht doch! in Afrika wolltest du sagen. Von diesem Erdtheile im Allgemeinen muß ich euch zuvor Einiges mittheilen, ehe wir die Erklärung der einzelnen Bilder vornehmen können. Schon so lange es Menschen gegeben hat, die sich damit beschäftigen, andere Völker und Länder kennen zu lernen, ist Afrika immer das Reich des Unbekannten und Wunderbaren gewesen. Obwohl es nur durch einen schmalen Strich Landes (die sogenannte Landenge von Suez) von Asien getrennt ist, obwohl man von den Küsten Griechenlands, Italiens, Frankreichs und Spaniens die Ufer Afrikas fast mit bloßen Augen erkennen kann, so ist doch bis auf den heutigen Tag das Innere keines Erdtheils so ganz fremd und unbekannt, als dieses. Nur von einigen Ländern, die rings an den Küsten dieses ebenfalls sehr großen Erdtheiles liegen, haben wir hier und da etwas gehört.

Afrika ist unstreitig das heißeste Land der Erde; die Gluth der Sonne ist hier wahrhaft fürchterlich, so daß uns glaubwürdige Männer berichten, wie man in dem Sande Eier sieden könne und die nakten Fußsohlen der Neger durch die Hitze aufgerissen würden. Die kälteste Gegend in Afrika ist viel wärmer als die heißeste

in Europa. Wie alle andern Erdtheile, so besitzt zwar auch Afrika große und hohe Gebirge (unter ihnen nennen uns die Erdbeschreibungen den Atlas und das Mondgebirge); allein im Allgemeinen ist es doch sehr eben. Nirgends findet man solche ungeheure Sandwüsten, wie die ist, welche schon in der Bibel unter dem Namen Sara oder Saharah vorkommt. Wochenlang kann man da unaufhörlich reisen, ohne etwas anderes zu erblicken, als einen ewig heitern und blauen Himmel und den mit unergründlichem Sande bedeckten Boden. Die mit Gras und Bäumen bewachsenen einzelnen Stellen in einer solchen Wüste nennt man Oasen. Ihr Anblick ist einer der beglückendsten für die armen Wanderer, deren nicht wenige in der unendlichen Wüste ihren Tod finden, indem sie elend verschmachten müssen. Daß bei diesen Wanderungen das Kameel dem Menschen außerordentlich gute Dienste leistet, wird euch bereits bekannt seyn, lieben Kinder. Denn fürs erste vermag es nicht nur selbst den Durst ungewöhnlich lange zu ertragen, sondern es bleibt auch, vermöge einer besondern Einrichtung des Schöpfers, in seinem Leibe immer ein ziemlicher Vorrath von reinem Wasser übrig, dessen sich die Wanderer, indem sie das Thier schlachten, bedienen, um nicht vor Durst umzukommen. Ihr werdet gewiß mit mir in dieser Einrichtung einen Beweis mehr für die Güte und Weisheit des Schöpfers finden; denn nur in Begleitung eines solchen Thieres konnte es der Mensch wagen, jene ungeheuren Wüsten zu durchziehen, wo sich acht Tage ja Wochenlang kein erquickender Quell zeigt.

Ferner hat Afrika zwar viele und mächtige Ströme, allein nur wenige kennen wir etwas genauer und selbst die Quellen eines der bekanntesten derselben, des Niger, sind uns noch völlig fremd. Eine fürchterliche Naturerscheinung in Afrika ist der Samum, ein brennend heißer Wind, der binnen wenig Minuten das Laub auf den Bäumen versengt und die Vögel todt aus der Luft herabstürzt. Die Menschen, welche sich gerade in

einer Gegend befinden, wo eben der Samum weht, können sich nur dadurch von dem gewissen Tode retten, daß sie sich sogleich auf die Erde niederwerfen und das Gesicht in dieselbe verbergen. Dieser Wind entsteht durch den feinen glühenden Sandstaub, welcher von der Luft aufgewühlt wird und diese von Zeit zu Zeit ganz anfüllt. Der Himmel und die Luft nehmen dann eine ganz rothe, glühende Farbe an und die Wirkung dieses schrecklichen Windes ist so außerordentlich stark, daß man ihn sogar noch auf den Afrika zunächst gelegenen europäischen Küsten, namentlich in Spanien und auf der Insel Sicilien wahrnimmt, obwohl er hier, da er durch den Weg über das Meer bedeutend gemildert wird, bei weitem nicht so fürchterliche Folgen hat, als in Afrika, in dessen Sandwüsten er eigentlich entsteht.

Die Erzeugnisse des Thier- und Pflanzenreiches, welche Afrika hervorbringt, sind äußerst reich und mannigfaltig. Unter den Thieren nenne ich euch nur folgende: Der Elephant, das Rhinozeros, das Nilpferd, der Giraffe; ferner: Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Hyänen, Wölfe, Füchse, Hunde, Katzen, Affen von allen Arten, Pferde, Zebras, Esel, Schaafe, Ziegen, Rindvieh, Hirsche, Schweine u. a. m. Selbst das Einhorn, von welchem immer so viel Fabelhaftes erzählt worden ist, soll sich wirklich in dem Innern dieses Erdtheiles befinden. Unter den Vögeln findet man den prächtigen Strauß, den schönen Flamingo, den wunderlichen Pelikan, Papageien von allen Arten und eine Menge andere. Das fürchterlichste unter allen Amphibien ist hier zu Hause; man findet es am größten und stärksten im Nilstrome. Welches Thier meine ich wohl, lieber Karl?

K. Das Nilpferd.

M. Ei! ei! du vergißt, daß das Nilpferd unter die Säugethiere keineswegs aber unter die Amphibien gehört. Auch habe ich euch dieses schon weiter oben genannt. Besinne dich eines bessern.

K. (der eine Zeitlang nachgesonnen) Das Krokodil.

N. Ganz recht. Der Name des Nilstromes hatte dich wahrscheinlich irre geführt, und es fiel dir nicht sogleich ein, daß es eben so gut ein Nilkrokodil, als ein Nilpferd giebt. Die größten und gefährlichsten Schlangen finden sich ebenfalls in Afrika und Ameisen, Heuschrecken, Spinnen und andre solche Thiere erscheinen hier in einer Größe, daß man nicht selten Ursache hat, sich vor ihnen zu fürchten. Der größte Baum der Erde, der Riese aller Pflanzen, der Affenbrodbaum Baobab, der mit seinen Blättern über 60 Ellen breit ist, findet sich einzig und allein nur in Afrika, die Kokospalmen in keinem andern Erdtheile von solcher Größe, Höhe und Schönheit. Alle Arten von Gewürzen wachsen da theils wild, theils angepflanzt, die herrlichsten Früchte gedeihen hier zu einer außerordentlichen Größe und Schönheit. Kurz die Fruchtbarkeit dieses Erdtheiles läßt nicht allein nichts zu wünschen übrig, sondern übertrifft sogar alle Vorstellungen und Begriffe, die wir, die Bewohner eines fast kalten Erdstriches, uns von derselben machen könen. An Metallen dagegen fehlt es, nur Gold und Eisen sind im Ueberfluß vorhanden und zwar das erstere in einer solchen Menge, wie in keinem andern Erdtheile. Kannst du mir wohl lieber Karl, einen Ort, einen Punct von Afrika nennen, welcher uns schon durch seinen Namen an den Reichthum dieses Erdtheiles an jenem edlen Metalle erinnert?

K. Die Goldküste.

N. Ganz recht; in welchem Lande findest du sie?

K. In Guinea.

N. Ihr könnt euch leicht denken, liebe Kinder, daß, da uns das Innere von Afrika noch so fremd und unbekannt ist, wir gewiß auch bei weitem nur den geringsten Theil der Einwohner dieses Erdtheiles kennen,

noch weit weniger aber im Stande sind, die Zahl derselben zu bestimmen. Nach ungefähren Berechnungen und Muthmaßungen pflegt man sie zu 120 Millionen anzunehmen, eine Zahl die freilich im Verhältnisse zu Asien sehr gering ist; besinnest du dich noch, Theodor, wie hoch ich die Zahl der Bewohner Asiens angegeben habe?

Th. Auf ungefähr 500 Millionen.

R. Sonach würde also Afrika kaum den vierten Theil erhalten. Aber wie schon gesagt, es ist keineswegs ausgemacht, ob diese Angabe richtig ist; denn es kann im Innern des großen Erdtheiles Länder und Reiche geben, von deren Dasein wir gar keine Ahnung haben und welche der Bevölkerung Asiens in ihren einzelnen Theilen nichts nachgeben. Es giebt in ganz Afrika nur zwei verschiedene Stämme des menschlichen Geschlechts; dieß sind entweder die Neger oder die Kaukasier, zu welcher alle, die nicht zu den Negern gerechnet werden können, gehören. Die Sprache dieser Völker ist nach den vielen verschiedenen Ländern ebenfalls außerordentlich verschieden. In der Wüste Sahara, die meist Negervölker bewohnen, soll es deren allein 43 geben. Nicht minder mannigfach sind die Religionen. Christenthum, Islam, Heidenthum und Fetischismus findet man vermischt durch alle Länder zerstreut.

A. Was ist denn Fetischismus?

R. Recht wohl, daß du mich daran erinnerst; dein Bruder Theodor wird im Stande sein, dir dieses Wort zu erklären.

Th. Die Anhänger des Fetischismus verehren Holzklötze und andere leblose Gegenstände gleich Gottheiten.

R. Richtig und eben deßhalb ist unstreitig der Fetischismus nur den rohesten und wildesten Völkern eigen, da die Menschen, welche nur einigermaßen zur Bildung geneigt sind, sich ihren Gott, der doch bei allen

das Höchste und Erhabenste sein soll, gewiß nicht in Gestalt eines unförmlichen und rohen Klotzes denken werden. Nicht selten findet man in Afrika mit der traurigen Unwissenheit, welche eben bei den Verehrern des Fetischismus Statt findet, die fürchterliche Sitte verbunden, den rohen Göttern Menschenopfer zu bringen. Ueberhaupt würden wir uns sehr irren, wenn wir bei den afrikanischen Völkern im Allgemeinen Bildung suchen wollten; vielmehr sind gewiß die Bewohner anderer Erdtheile, sie mögen so roh sein, als sie nur wollen, gebildet zu nennen gegen die rohesten und wildesten Afrikaner. So sind wir nun im Stande, zu den einzelnen Bildern selbst überzugehen. Gieb mir einmal an, liebe Emilie, was du auf der mit 13 bezeichneten Abbildung erblickest.

E. Ich sehe da reitende Männer, die fast wie Türken gekleidet sind; dann Kameele und endlich die großen, hohen Thürme, welche Theodor vorhin Pyramiden nannte.

R. Die Reiter, die ihr hier erblicket sind Araber. Wo liegt Arabien, lieber Karl?

K. Ungefähr in der Mitte von Asien.

R. Wie mag es daher kommen, daß wir die Araber erst hier kennen lernen.

K. Das kann ich nicht sagen.

R. Weißt du es vielleicht, lieber Theodor.

Th. Vielleicht, weil viele Araber aus Asien nach Afrika hinüber gewandert sind.

R. Du hast es errathen. Sie befinden sich jetzt in Afrika in fast größerer Menge als in ihrem eigentlichen Vaterlande in Arabien, welches der Beschaffenheit seines Bodens nach, in das steinigte und in das glückliche Arabien getheilt wird. Kann mir eines unter euch angeben, welchen Weg die Araber haben nehmen müssen, um zu Lande aus Asien nach Afrika zu kommen.

K. Sie haben dann über den schmalen Landstrich hinweggehen müssen, der beide Erdtheile mit einander verbindet und die Landenge von Suez genannt wird.

M. Sehr brav geantwortet, lieber Karl. Die Araber, welche wir hier erblicken, wohnen meist in den ungeheuern Sandwüsten Afrikas, in Aegypten und in denjenigen Staaten, welche man unter dem Namen der Raubstaaten, oder Barbaresken, Algier, Tunis und Tripolis begreift. Es sind die Araber muthige, kluge und tapfere Leute, einfach in ihren Sitten, dabei aber wild nnd räuberisch; doch halten sie die Rechte der Gastfreundschaft heilig. Das arabische Roß gehört wegen seiner Schnelligkeit und Lebhaftigkeit zu den schönsten Pferden, der Araber daher, wie ihr euch leicht denken könnt, zu den besten und gewandtesten Reitern. In zahlreichen Haufen, wohlbewaffnet durchschwärmen sie die Wüste, um die durch diese reisenden Kaufleute zu berauben. Feste Wohnplätze und Städte haben sie nicht. Zelte, Hütten, Grotten, Höhlen und Ruinen sind ihre Wohnungen. Mit ihren Heerden und Lastthiern, den Kameelen, die sich euch auch auf dem gegenwärtigen Bilde darstellen, und die ihr ganzes geringes Eigenthum tragen, ziehen sie von Ort zu Ort, dem frischen Wasser und der grünenden Weide nach. Es wird euch, liebe Kinder, gewiß nicht unangenehm sein, wenn ich Einiges über die Pyramiden, die ihr im Hintergrunde des erwähnten Bildes erblicket, mittheile. Es thürmen sich diese merkwürdigen Denkmäler der alten ägyptischen Baukunst gleich hohen und spitzigen Felsgebirgen auf, und gewinnen, je näher man ihnen kommt ein desto sonderbareres Ansehen. Sie stellen sich endlich als ungeheure, viereckige und spitzige Säulen dar, denen man es nur erst nach und nach ansiehet, daß sie wirklich durch menschliche Hände erbauet worden sind. Und dann, versichern uns alle Reisende, die ihren Anblick genossen haben, bemächtigt sich der Seele des Beschauenden eine gewisse Furcht, ein gewisser Schauer; so groß ist der Eindruck

den der Anblick dieser Riesenwerke auf das menschliche Gemüth macht. Die Pyramiden, welche theils aus großen Kalksteinblöcken, theils aus gebrannten Steinen gebaut sind, bestehend an den Außenseiten meist aus ungeheueren Stücken von Marmor. Die Höhe und Größe derselben ist zwar sehr verschieden, aber ganz außerordentlich. Die kleinsten sind wenigstens 100 Ellen hoch und haben mehr als 1500 Ellen im Umfange; die größten übersteigen diese Höhe und diesen Umfang um das doppelte, indem z. B. der Cheops, die größte unter allen Pyramiden, 225 Ellen hoch ist und mehr als 2000 Ellen im Umfange hat. Die vier Seiten eines solchen ungeheuern Gebäudes, von denen meist zwei länger als die andern sind, sind gewöhnlich nach den vier Himmelsgegenden zu gerichtet. Die Zahl der Pyramiden, die sich jetzt noch in Aegypten vorfinden, beläuft sich auf 40. Es stehen jedesmal mehrere derselben beisammen; man nennt dieß eine Pyramidengruppe, deren man im Ganzen fünf zählt. Daß diese Riesenwerke der Baukunst aus den ältesten Zeiten herrühren, daran hat man nie gezweifelt, aber lange ist man in Ungewißheit darüber gewesen, zu welchem Zwecke eigentlich dieselben aufgeführt worden sind. Bald hielt man sie für eine Art Sonnenzeiger und allerdings können die Einwohner jener Gegenden, in denen sich die Pyramiden befinden, recht wohl nach dem Schatten, den die Pyramiden von sich werfen, bestimmen, wie hoch es am Tage sei, zumal da der Himmel in jenem Lande ewig rein und klar ist, und nicht, wie bei uns, von Wolken verfinstert wird; allein solche Sonnenzeiger hätte man auf eine weit einfachere Art errichten können. Bald glaubte man es seien die Kornmagazine der alten Aegyptier gewesen, bald hielt man sie für Denkmäler der Tyrannei und Herrschsucht der alten Könige jenes Landes und endlich war man auch der Meinung, diese ungeheuren Gebäude seien zur Feier gewißer geheimnißvoller Feste, die man Mysterien nannte, bestimmt gewesen. Allein alle diese Meinungen sind irrig und jetzt sind die Gelehrten, die viele Mühe

bei Erforschung aufgewendet haben, darüber einig, daß es Begräbnisse der alten ägyptischen Könige gewesen sind. Denn die alten Aegyptier hielten den Zeitraum des Lebens auf der Erde für geringfügig; schätzten aber um so mehr ein ruhiges Leben nach dem Tode. Sie nannten daher die Wohnungen der Lebendigen nur Herbergen, die Grabmäler der Verstorbenen dagegen hießen bei ihnen ewige Wohnungen. Daher wendeten sie auch auf die Erbauung ihrer Häuser und Wohnungen nur wenig Mühe, ihre Grabmäler schmückten sie aber mit unglaublicher Sorgfalt und unermeßlichem Aufwande. Aber nicht nur zur Aufbewahrung der irdischen Ueberreste der ägyptischen Könige, sondern auch zur Aufbewahrung der Körper sogenannter heiliger Thiere waren die Pyramiden bestimmt. Solcher heiliger Thiere gab es denn bei den heidnischen und abgöttischen Aegyptiern sehr viele; unter ihnen sind uns vorzüglich bekannt geworden, der heilige Stier, Apis genannt, der Ibis, die Katze, der Hund und vor allen auch der Ichneumon, welcher, indem er die Eier des fürchterlichen Krokodils aufsucht und frißt, viel dazu beiträgt, die Anzahl dieser Ungeheuer zu vermindern. Daß in Indien noch heut zu Tage hinsichtlich der Thiere ähnliche Sitten und Gewohnheiten bestehen, haben wir schon in unserer gestrigen Unterhaltung, als bei Gelegenheit der Beschreibung der asiatischen Völker von den Hindostanern die Rede war, gesehen. Die ungeheuere Größe der Pyramiden läßt uns mit Recht vermuthen, daß sie mit einem außerordentlichen Aufwande von Zeit und menschlichen Kräften erbaut worden sein müssen. Ja, es wird uns keineswegs unglaublich erscheinen, daß, wie ein alter griechischer Schriftsteller, Herodot, behauptet, bei der Erbauung der größten Pyramide, wie hieß sie doch gleich, Amalie?

A. Der Cheops.

R., Also bei Erbauung des Cheops hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang beschäftigt gewesen sind. Der damals regierende König von Aegypten, auf dessen Befehl dieser ungeheure Bau ausgeführt wurde, war Cheops und dieser zog sich, wie es nicht anders kommen konnte, durch die drückenden Abgaben, welche er dem Volke auflegte, um das Heer der Arbeiter zu unterhalten, den Haß desselben in einem hohen Grade zu. Und fürwahr! lieben Kinder, wir können nicht umhin, mit einem gewissen Schauder in die Zeiten zurückzublicken, wo der Wille eines Einzelnen viele Tausende zwingen konnte, Bauten aufzuführen, welche die Kräfte und das Vermögen eines ganzen Landes aufzehrten und am Ende zu weiter nichts dienten, als die Körper der Könige in einem prächtigen und ungeheuern Grabe vermodern zu lassen.

Von den Europäern, welche jene Gegenden besuchten, haben mehrere die Pyramiden erstiegen. An den Ecken derselben laufen nämlich vom Fuße bis zur Spitze treppenartige Stufen hinauf. Diese sind jedoch, da sie meist ziemlich weit auseinander sich befinden, nicht ohne große Mühe und viele Schwierigkeiten zu ersteigen und der, welcher ein solches Wagestück unternimmt, muß völlig schwindelfrei seyn, wenn er nicht Gefahr laufen will, von der ungeheuern Höhe herabzustürzen. Noch gefährlicher und schwieriger ist das Herabsteigen und man kann es sich daher recht leicht vorstellen, daß Tausende, die von ihren tyranischen Königen zur Erbauung dieser wahrhaften Ungeheuer gezwungen wurden, durch einen Sturz von der Höhe derselben ihr Leben verloren haben. Aber nicht nur von Außen hat man die Pyramiden erstiegen, man hat auch Versuche gemacht in das Innere derselben einzudringen. Allein dieß war immer mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden; denn nirgends konnte man einen Eingang entdecken, da sich derselbe meist an 50 Ellen in der Höhe befand und mit großen Granitblöcken verdeckt war. War man endlich so glücklich den wahren Eingang zu ent-

decken, so war das Eindringen in das Innere nicht minder beschwerlich; denn die langen Gänge, die ganz steil auf- und abwärts führen, sind theils durch große Felsenstücke von den Erbauern der Pyramiden absichtlich verdeckt worden, theils haben herabgestürzte große Steine den Weg so enge gemacht, daß man oft genöthigt ist, auf Händen und Füßen vorwärts zu kriechen. Dabei ist man jeden Augenblick in Gefahr, von locker gewordenen, herabstürzenden Steinen erschlagen zu werden oder sich in den vielen durch einander hinlaufenden Gängen zu verirren und am Ende gar den Ausweg aus einer solchen Steinhöhle nicht wieder zu finden. Die Luft im Innern ist so schwül, heiß und drückend, daß man dem Ersticken fast nahe ist, und die Fackeln, die man auf einer solchen Wanderung, wenn man etwas sehen will, mit zu nehmen genöthigt ist, zu verlöschen drohen. Diejenigen, welchen es gelungen ist, diesen so beschwerlichen und gefahrvollen Weg bis ins Innere der Pyramiden zurück zu legen, fanden daselbst viele Todtenkammern, von denen die größte die Königskammer genannt wird. In einem dieser Gemächer, an deren Wänden man die sogenannte ägyptische Hieroglyphenschrift (welche nicht sowohl aus gewöhnlichen Buchstaben, als vielmehr aus gewissen Zeichen bestand, die nur den Priestern und den Königen bekannt, für das übrige Volk aber ein unergründliches Geheimniß waren) erblicket, befindet sich ein Sarg aus Marmor von ungewöhnlicher Größe, angefüllt mit den Knochen von Menschen und heiligen Thieren. Die Aussicht von der großen Höhe der Pyramiden herab auf die umliegende Gegend ist keineswegs so schön, als ihr vielleicht glauben könntet, lieben Kinder, denn rings herum im weiten Umkreise erblickt das Auge nichts als kahle Felsen und öde Sandwüsten, über sich aber einen ewig klaren und ungetrübten Himmel. Die Pyramiden sind eines von den sogenannten sieben Wundern der alten Welt, wenn man nicht an deren Statt den Pharus annehmen will. Dieß war ein sogenannter

Leuchtthurm, ganz von Marmor, über 200 Ellen hoch und zur Warnung der Schiffer vor gefährlichen Stellen und Untiefen im Meere bestimmt. Dieser Pharus soll in der Gegend der heutigen ägyptischen Stadt Alexandrien gestanden haben; jetzt ist nicht die geringste Spur mehr von ihm vorhanden. Bist du vielleicht, lieber Theodor, im Stande, mir die übrigen der sieben Wunder der alten Welt zu nennen?

Th. Die Mauern zu Babylon, die Gärten der Semiramis, die Bildsäule des olympischen Jupiters, das Mausoleum und der Koloß zu Rhodus.

R. Eines hast du noch vergessen. Weißt du es zu sagen, Karl?

K. Der Pharus.

R. Ei bewahre! der wird an die Stelle der Pyramiden dazu gerechnet, es sind also immer erst sechs, das siebente fehlt noch. Schon die Bibel erwähnt dessen; es war der Tempel der Diana zu Ephesus, an dessen Erbauung die Völker Kleinasiens 220 Jahre lang gearbeitet haben und der mit den Bildsäulen der berühmtesten Meister Griechenlands geschmückt gewesen seyn soll. Doch genug hievon es ist hohe Zeit, daß wir auch den übrigen Bildern auf der jetzt in Frage stehenden Kupfertafel einige Aufmerksamkeit schenken; was erblickst du auf dem mit 14) bezeichneten Bilde, liebe Amalie?

A. Mehrere fast ganz nackte, schwarze Menschen.

R. Weißt du, wie man sie nennt?

A. Mohren oder Neger.

R. Ganz recht. Du aber, lieber Theodor, kannst mir vielleicht angeben, in wie fern sich dieselben von fast allen andern Menschenarten unterscheiden.

Th. Sie haben eine breitgedrückte, dabei aufgestülpte Nase, einen großen, aufgeworfenen Mund, große schwarze Augen, kurzes wollichtes und schwarzes Haar und wunderschöne weiße Zähne.

R. Ich sehe du hast die Kennzeichen der Neger, die ich euch schon vor längerer Zeit einmal mitgetheilt habe, recht genau gemerkt. Die Neger sind unstreitig das zahlreichste Volk in ganz Afrika, sie zerfallen aber wieder in außerordentlich viele einzelne Stämme und diese sind an Bildung, Sprache und dergl. unendlich verschieden von einander. Die außerordentliche Körperstärke und die Gesundheit der Neger hat zu einer ganz abscheulichen Einrichtung Veranlassung gegeben, und Tausenden und aber Tausenden der Söhne und Töchter des Mohrenlandes das traurigste Schicksal bereitet; zur Bebauung der großen Pflanzungen nämlich, die es namentlich in Südamerika (auch Westindien genannt) giebt, wird, wie ihr leicht denken könnet, lieben Kinder, eine außerordentliche Menge von Arbeitern erfordert. Weil es nun in frühern Zeiten den Besitzern solcher Pflanzungen nicht gefiel, wenn sie für das Bebauen derselben viel Geld als Lohn für die Arbeiter ausgeben sollten, so gerieth man auf den abscheulichen Gedanken, sich der Sclaven zu diesen Arbeiten zu bedienen. Niemand schien sich hierzu besser zu eignen, als die gesunden und starken Neger; auch waren diese armen Menschen äußerst genügsam und die geizigen, reichen Pflanzer brauchten ihnen blos die nöthigsten Nahrungsmittel verabreichen zu lassen. Es wurden daher Schiffe ausgerüstet, deren Mannschaft an den Küsten Afrikas landen und sich mit Gewalt der Neger, welche sie daselbst finden würden, bemächtigen sollten. Das abscheuliche Unternehmen gelang nur zu gut, und eine Menge dieser Unglücklichen ward in die qualvolle, lebenslängliche Sclaverei abgeführt. Seitdem sind viele Millionen solcher unglücklichen Neger aus dem Innern Afrikas mit Gewalt oder List zu jenem schändlichen Zwecke entführt worden und nicht selten bekriegten sich die einzelnen Negerstämme unter einander, um die gemachten

Gefangenen gegen unbedeutende Kleinigkeiten, die sie dafür empfingen, zu verkaufen. Diese Unglücklichen werden Paarweise zusammengebunden und wie die Häringe neben einander im untersten Schiffraume aufgeschichtet. Hunderte von ihnen sterben, ehe sie den Ort ihrer schrecklichen Bestimmung erreichen und fürwahr sie sind für die glücklicheren zu preisen, denn sie entgehen tausend Qualen, denen sie die Schändlichkeit und Grausamkeit ihrer künftigen Herren zu unterwerfen pflegt. Ist nun der Sclavenhändler, wie die saubern Schiffscapitäne, die auf diesen schändlichen Erwerb ausgehen, genannt werden, an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, so strömen die Pflanzer von allen Seiten herbei, um Sclaven zu handeln und zu kaufen. Das Schicksal der unglücklichen Neger ist nun über alle Beschreibung schrecklich. Denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend müssen sie mit Anstrengung aller ihrer Kräfte arbeiten; ihre Leiber dienen nicht selten dem übermüthigen und fühllosen Pflanzer zum Fußschemel und bei dem mindesten Versuche, einen Augenblick auszuruhen, oder bei dem kleinsten Versehen, das sie sich bei ihrer Arbeit zu Schulden kommen lassen, erhalten sie von dem unbarmherzigen Sclavenvogte, der die Aufsicht über sie führt, die schmerzenvollsten Züchtigungen. Wir dürfen uns dann keinesweges wundern, wenn wir von Empörungen und Aufständen der Neger hören. Diese sind dann um so fürchterlicher und meist werden alle Weiße, wie in jenen Gegenden die Europäer genannt werden, das Opfer ihrer rachsüchtigen Wuth, die dann keine Grenzen kennt. Mit Recht sagt daher einer unsrer vorzüglichsten deutschen Dichter, Schiller:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittre nicht.

Doch giebt es, zur Ehre der Menschheit müssen wir es sagen, auch unter den Pflanzern edle und gefühlvolle Menschen, die ihre Sclaven, um ihnen das harte Schicksal zu erleichtern, mit der größten Menschenfreundlichkeit behandeln, und dann giebt es auch keine treueren Diener, als die dankbaren Neger. Nicht selten auch erhalten von solchen gütigen Herren die Negersclaven ihre vollkommene Freiheit und werden dann so gut Bürger des Staates, in welchem sie wohnen, als andere; ja es hat bisweilen Fälle gegeben, wo Neger zu hohem Ansehen und Würden gelangt sind. Ein Beispiel davon ist der so berühmt gewordene Toussaint d'l Ouverture, den ihr schon später einmal, wenn ihr fortfahret, euren Verstand mit allerhand nützlichen Kenntnissen zu bereichern, kennen lernen werdet.

Die Neger in der Wildniß, wie wir sie auf dem gegenwärtigen Bilde dargestellt finden, sind, wie schon oft erwähnt, muthige und starke Leute; in allen Leibesübungen wohl erfahren. Sie sind vortreffliche Jäger und scheuen selbst den Kampf mit dem Löwen, Tiger und selbst dem schrecklichen Krokodil und den fürchterlichen Schlangen nicht.

Zu demselben Geschlechte wie die Neger, obwohl an Bildung ihres Körpers außerordentlich von ihnen verschieden, sind die Hottentotten und Kaffern zu zählen, zwei Völkerschaften, welche das sogenannte Vorgebirge der guten Hoffnung bewohnen und sich von den Negern auch noch durch ihre braungelbe Farbe unterscheiden. Und damit würden wir die Erklärung der Bilder, die uns mit den Einwohnern von Afrika bekannt machen sollen, beschließen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, euch noch Einiges über die sogenannten Raubstaaten oder Barbaresken, die sich in den nördlichsten Gegenden von Afrika befinden, mitzutheilen. Als nämlich die Mauren, ein arabischer Völkerstamm, aus Spanien vertrieben worden waren, suchten sie sich dadurch

zu rächen, daß sie die spanischen Schiffe, welche das Mittelmeer befuhren, beraubten. Sie gründeten deßhalb auf den nördlichsten Spitzen von Afrika feste Städte, von denen aus sie ihre schrecklichen Raubzüge unternahmen. Kein Schiff konnte bald mehr das mittelländische Meer befahren, ohne in der größten Gefahr zu sein, seiner Ladung sich beraubt und seine Mannschaft in die Sclaverei geschleppt zu sehen. Am schlimmsten trieben es die Bewohner von Algier, so daß sich bald die christlichen Fürsten genöthigt sahen, diesem Unfuge Einhalt zu thun. Besonders war es der deutsche Kaiser Karl V., welcher sich mit aller Macht rüstete, diesen Zweck zu erreichen. Und in der That nahm er auch in kurzer Zeit die Raubstadt Tunis mit Sturm ein und befreiete zwanzigtausend Christensclaven, welche in die Gewalt der Seeräuber gefallen waren. Seit den dreihundert Jahren wo sich diese Begebenheit ereignete, haben aber die Muhamedaner den Seeraub unausgesetzt fortgetrieben, ohne daß ein christlicher Fürst ernste Maaßregeln getroffen hätte, um sie daran zu verhindern, vielmehr ließen sich fast alle herab, den Beherrschern jener Raubstaaten einen jährlichen Tribut zu zahlen, um ihre Schiffe gegen die Räubereien zu schützen. Allein vor etwa fünf Jahren rüsteten die Franzosen eine Flotte aus und eroberten Algier, welches durch seine schrecklichen Räubereien den meisten Unfug angerichtet hat. Noch jetzt sind sie im Besitze dieses Landes, während der ehemalige Beherrscher desselben, der sich Dey nennt, in Frankreich von einem jährlichen Gehalte lebt. Doch schon zu lange haben wir uns bei Afrika aufgehalten; es ist also die höchste Zeit, auch den Einwohnern der beiden noch übrigen Erdtheile einige Aufmerksamkeit zu widmen. Das 15te Bild der nämlichen Kupfertafel soll uns nach dem Willen des Künstlers die Bewohner eines Theiles von Amerika kennen lehren. Doch zuvor laßt uns diesen Erdtheil im Allgemeinen etwas näher betrachten. Nächst Asien ist Amerika der größte unter allen Erdtheilen, denn es nimmt ungefähr den sechzehnten Theil der ganzen Erdoberfläche ein,

und seine Länge beträgt gegen 2000 deutsche Meilen. Während Europa, Asien und Afrika durch festes Land mit einander verbunden sind, ist Amerika rings herum von dem atlantischen Ozean umgeben, bildet also die größte Insel der Erde. Noch ist es nicht vierhundert Jahre her, daß Amerika unsern Vorfahren bekannt wurde. Du, lieber Karl, wirst mir den Mann nennen können, welcher es entdeckte.

K. Columbus.

N. Woher hat es aber seinen Namen erhalten?

K. Von dem Amerikus, der sich die Entdeckung zuschrieb.

N. Setze hinzu: deren Verdienst doch eigentlich dem Columbus gebührt. Es würde zu weitläufig seyn, wollte ich euch die näheren Umstände dieser denkwürdigen Begebenheit mittheilen; ich verweise euch in dieser Hinsicht auf das herrliche Buch, welches der durch seine trefflichen Kinderschriften berühmte Campe über die Entdeckung von Amerika geschrieben hat. Seit jenem Ereignisse hat sich Amerika namentlich hinsichtlich seiner Bewohner außerordentlich verändert. Menschen von allen europäischen Völkern sind zu Tausenden dahin ausgewandert und man findet neben den ursprünglichen Einwohnern, Franzosen, Engländer, Deutsche, Spanier, Portugiesen u. a. in alle Theile dieses ungeheuren Länderstriches zerstreut. Daß ein so großer Erdtheil Länder in sich fassen müsse, welche hinsichtlich des Klimas, der Erzeugnisse des Thier- und Pflanzenreichs eben so wie hinsichtlich seiner ursprünglichen Bewohner von einander außerordentlich verschieden sind, diese Erfahrung haben wir schon bei Asien gemacht, welches mit Amerika vorzüglich das gemein hat, daß sich beide Erdtheile in ihrer ganzen Länge von Süden gegen Norden erstrecken, während sich Afrika meist nur von Morgen gegen Abend ausdehnt und auf diese Weise fast ganz unter der heißen Zone liegt. Amerika ist durch die vielen Reisenden,

welche das Innere desselben erforscht haben, uns weit bekannter geworden, als Afrika und Asien, obwohl es auch da noch manche Gegenden, namentlich ungeheure und undurchdringliche Wälder giebt, wohin noch keines Menschen Fuß gekommen ist. Bekanntlich theilt man Amerika ein in Nordamerika, Südamerika und Westindien; das letztere besteht aus vielen und großen Inseln, die abgesondert von dem festen Lande von Amerika liegen. Fast alle großen Raubthiere, die in den heißen Gegenden von Asien und Afrika leben, finden wir auch in Südamerika wiederum keineswegs kleiner oder schwächer, wie mehrere Naturforscher haben behaupten wollen. Ueberhaupt, ist das ganze Leben der Natur in Amerika noch außerordentlich kräftig, die Pflanzenwelt überaus reich und manche Thiere und Pflanzen, die aus Europa nach Amerika versetzt und verpflanzt wurden, sind daselbst zu einer Größe und Kraft gediehen, die sie uns kaum wieder erkennen läßt. Ein Beispiel davon geben uns die Ochsen, welche früher in Amerika gar nicht gefunden worden sind. Jetzt giebt es deren Heerden zu mehreren Tausenden, welche wild auf den ungeheuern, fruchtbaren Weideplätzen umher ziehen und von den Indianern (so nennt man nämlich die noch vorhandenen ursprünglichen Bewohner von Amerika) gleich anderm Wilde gejagt werden. So wie nun der Boden und das Clima von Amerika äußerst günstig für das Wachsthum der Pflanzen und die Fortpflanzung der Thierwelt sich gezeigt hat, so vortheilhaft haben sich auch die Verhältnisse der Menschen in diesem Erdtheile gestaltet. Der Amerikaner, gleich viel aus welcher europäischen Nation, besonders aber der Nordamerikaner kann getrost mit den gebildetsten Völkern der Erde in allen nützlichen Kenntnissen, Erfindungen und Entdeckungen wetteifern. Da wir aber, lieben Kinder, unter Anleitung dieser schönen Bilder, mehr darauf bedacht sein müssen, den Menschen in den verschiedenen Theilen der Erde kennen zu lernen, als uns mit den Staaten, deren Regierung u. dergl. m., welches mithin Alles mehr zur Geographie gehört, zu beschäftigen, so können wir uns damit

nicht befassen, die Verfassungs- und Regierungsart der einzelnen Länder Amerikas zu erforschen, sondern wir müssen uns bemühen, ein Volk aufzusuchen, welches noch jetzt in seiner ursprünglichen Gestalt besteht. Der Künstler kam, indem er die Zeichnung zu dem 15ten Bilde entwarf, diesem unserm Bemühen auf halbem Wege entgegen und stellt uns auf dieser Abbildung ein Volk dar, welches den hohen Norden von Amerika bewohnt. Es sind dieß die Eskimos. Du, lieber Theodor, übernimm es einmal, uns alle die Gegenstände, welche das Bild uns vor die Augen führt, zu erklären.

Th. Die Männer, die ich auf dem Vordergrunde des Bildes sehe, sind eben die Eskimos; sie bedienen sich der Hunde, um ihre Schlitten von ihnen fortziehen zu lassen. Das große vierfüßige Thier ist ein Eisbär und der Fisch ein Wallfisch.

R. Ganz recht; welcher europäischen Nation scheinen sie wohl am meisten zu gleichen?

Th. Den Grönländern und Lappländern.

R. Wie diese in Europa, so bewohnen die Eskimos die kältesten, am Eismeere gelegenen Gegenden in Amerika. Wie diese sind sie klein und schwächlich, keinesweges aber häßlich von Gestalt. Ihre Farbe ist eigentlich weiß, allein die Unreinlichkeit, der sie, wie die euch nun bereits bekannten Tungusen im höchsten Grade ergeben sind und der Fischthran, mit welchem sie sich fortwährend beschmieren, läßt ihre natürliche Farbe kaum noch erkennen. Sie führen ein höchst ärmliches Leben und nähren sich von Fischerei und Jagd. Die Weiber kleiden sich gewöhnlich in Vogelhäute. Uebrigens sind die Eskimos höchst unwissend; sie können blos bis 21 zählen, Alles, was darüber ist, heißt bei ihnen eine Menge. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, nur daß, wie bei allen rohen und wilden Völkern, der Stärkere und Herzhaftere, oder der, welcher eine größere

Familie hat, einigermaßen vorgezogen wird. Daß sie bei diesem Zustande auch keine Gesetze haben, werdet ihr sehr natürlich finden. Uebrigens sind sie in ihren Beschäftigungen, der Jagd und der Fischerei äußerst geschickt; besonders verstehen sie den Wurfspieß trefflich zu handhaben und verfehlen gewiß nicht leicht ein Thier, auf welches sie eben Jagd machen. Ihre Kähne sind auf eine ganz eigene Art gebaut. Sie sind nämlich nicht, wie die unsrigen, inwendig ganz hohl, sondern nur ein Loch ist in der Mitte derselben angebracht, in welches sich der schiffende Eskimo begiebt und darinnen noch mit Stricken und dergl. befestigt, so daß er mit seinem Kahne gleichsam nur einen einzigen Gegenstand auszumachen scheint. Auf diese Weise ist er im Stande, sammt dem Kahne unter das Wasser zu tauchen und sich in demselben herumzudrehen. Vor mehreren Jahren durchreiste ein Engländer in Begleitung eines Ehepaares der Eskimos unser deutsches Vaterland, und ließ für Geld die Künste derselben sehen. Ich habe damals selbst mit eigenen Augen gesehen, wie der Mann mit seinem Kahne auf einem Teiche dahin schwamm und mit dem Wurfspieße mehrere Gänse und Enten tödtete, die man zu diesem Zwecke in den Teich gesetzt hatte. Dann bemächtigte er sich derselben, riß ihnen den Kopf ab und sog das aus dem Halse der Thiere fließende Blut gierig in sich hinein.

Doch wir wenden uns zu den übrigen auf dem Bilde befindlichen Gegenständen, die wir, weil sie uns der Künstler einmal vorgeführt hat, doch nicht ganz übergehen dürfen. Einen derselben nanntest du, lieber Theodor, vorhin ganz richtig den Eisbär.

Dieses grimmige, grausame und gefährliche Thier findet sich nur in den kältesten Gegenden unsrer Erde, wo es sich von Fischen, Seehunden, Wallroßen, bisweilen auch, wenn es durch Hunger gequält wird, von Menschenfleische nährt. Von dem sogenannten Landbär, der sich in den Wäldern kalter Gegenden aufhält, unterschei-

det sich der Eisbär besonders durch seine Größe, Stärke, Wildheit und durch sein weißes Fell. Daß sich daher die Menschen, welche in jenen Gegenden wohnen, oder sie bereisen, außerordentlich hüten müssen, einem solchne Thiere zu begegnen, könnt ihr euch denken, lieben Kinder, und dennoch scheuen sich die Bewohner jener Gegenden nicht, es mit ihm aufzunehmen; ja meist unterliegt auch dieses grimmige und starke Thier ihren eben so kühn unternommenen, als klug und geschickt ausgeführten Angriffen. Sein Fell schützt sie denn vor der außerordentlichen Kälte jenes Himmelstriches. Da in jenen Gegenden ein großer Theil des Meeres zu Eis gefriert, und die Eisschollen fortwährend in dem Wasser dahin treiben, so ist es nichts Seltenes, auf diesen den Eisbär in das Meer schiffen zu sehen, um sich Beute holen; freilich mögen wohl viele derselben bei einer so kühnen Schiffahrt ibren Tod finden, denn es kann, obwohl sie äußerst geschickte und kraftvolle Schwimmer sind, nicht fehlen, daß die Eisschollen bisweilen unter ihnen zerberſten und sie selbst durch andere herbeitreibende Eisschollen, die nicht selten zu ungeheuern Bergen anwachsen, zerdrückt werden. In den Menagerieen, welche von Zeit zu Zeit auch in unsrer Stadt gezeigt werden, befinden sich bisweilen auch solche Eisbären, die man in Grönland oder in dem Lande der Eskimos lebendig eingefangen hat. Diese armen Thiere führen denn nun freilich da ein höchst elendes Leben; denn die Wärme, die im Verhältnisse zu jenen Ländern bei uns herrscht, ist ihnen fast unerträglich und die größte Wonne, welche man einem solchen Thiere bereiten kann, ist die, daß man ihm täglich mehrere Eimer eiskalten Wassers über den Leib gießt. Seine Stimme ist ein heiseres Brummen, und dadurch verräth er sich denjenigen, welcha Jagd auf ihn machen eben so wohl, als denjenigen, welche sich vor ihm flüchten wollen.

Den letzten Gegenstand der sich uns auf dem gegenwärtigen Bilde darstellt, hat uns Theodor vorhin ebenfalls ganz richtig einen Wallfisch genannt. Dieses größte unter allen Thieren findet sich ebenfalls nur in den kältesten Gegenden der Erde. Es kann hier nicht der Ort seyn, dieses merkwürdige Thier euch näher zu beschreiben, sondern nur von der Art, wie man ihn zu jagen und zu fangen pflegt, nnd von dem Nutzen, den er dem Menschen gewährt, will ich euch Einiges mittheilen. Mehrere Völker, besonders die Engländer, Holländer und die Bewohner von Norwegen, rüsten besondere Schiffe aus, welche auf den Wallfischfang reisen. Sobald nun der im Mastkorbe Wache haltende Matrose ein Zeichen giebt, daß er in der Ferne einen Wallfisch erblicke, wird sogleich ein Boot (eine Art kleines Schiff) ausgesteuert und dieses steuert nun in die Gegend zu, wo ein hoher und breiter Wasserstrahl aus dem Meere emporsteigt. Dieser entsteht nämlich dadurch, daß der mächtige Wallfisch aus den Seitenöffnungen seines Rachens eine Menge Wasser, welches er vorher in sich gesogen, in die Höhe spritzt. Nun nimmt einer der Matrosen die Harpune (ein spitziges mit mehreren Widerhacken versehenes und an einem langen, starken Seile befestigtes Eisen) zur Hand und wirft sie mit sicherer, geübter Hand nach dem ungeheuren Körper des Wallfisches. Tief dringt das mörderische Eisen in den Leib des Thieres ein und je mehr dieses sich durch allerhand Wendungen und Bewegungen von demselben loszumachen sucht, desto tiefer drückt es dasselbe in sich hinein. Darüber geräth es endlich in eine fürchterliche Wuth und peitscht die Wellen mit seinem Schwanze mit solcher Gewalt, daß sie im weitem Umkreise zu Schaum werden. Die Schiffer müssen sich dann sorgfältig hüten, mit ihrem kleinen Kahne in seine Nähe zu kommen, denn ein Schlag des Ungeheuers reicht mehr als genug hin, denselben zu zertrümmern. Sobald sich der Wallfisch verwundet fühlt, fährt er tief hinab in das Meer, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß das Rad, an welchem das mit der Harpune

verbundene Seil läuft, mit Wasser begossen werden muß, damit es nicht in Brand gerathe. Dann suchen die kühnen Schiffer ihrem Feinde immer mehr Harpunen und Wurfspieße beizubringen, und der Riesenfisch färbt mit seinem Blute ringumher die See roth und bläßt Blut und Wasser in dicken Wolken brausend von sich. Endlich aber erschöpfen sich durch den ungeheuren Blutverlust seine Kräfte und er schwimmt bald sterbend auf der Oberfläche des Meeres, eine Beute des größten und unersättlichsten aller Raubthiere, des Menschen. Kaum haben die Schiffer bemerkt, daß der letzte, schwere Todeskampf, in welchem er noch fürchterliche Schläge thut, vorüber ist, so segeln sie herbei; eine Anzahl der kühnsten Matrosen springt sogleich mit Beilen, scharfen Messern und ähnlichen Werkzeugen versehen, auf den Leib des Fisches und das Zertheilen desselben nimmt ungesäumt seinen Anfang. Vorzüglich ist es der Speck des Wallfisches, der von großem Nutzen ist, denn aus ihm wird der so nutzbare Thran gesotten; die mehrere 1000 Pfund schwere Zunge des Ungeheuers liefert eine Menge desselben. Das Fischbein, welches aus den Kiefern und Barten des Wallfisches besteht und bei demselben oft in Stücken zu 100 Pfund gefunden wird, ist ebenfalls ein sehr nutzbares Ergebniß des Wallfischfangs. Die ganze ungeheure Masse Fleisch, welches für den Menschen nicht wohl genießbar ist, läßt man im Meere zurück und es dient dann den Haifischen und Eisbären zum willkommenen Fraße. Doch genug hiervon.

Und so, lieben Kinder, hätten wir denn auch die Beschreibung der Bewohner Amerikas geendet und gehen nun unter Anleitung des sechzehnten Bildes auf derselben Kupfertafel zu den Bewohnern des letzten unsrer fünf Erdtheile über. Wie hieß doch dieser, Emilie?

E. Australien.

R. Ganz recht; ich kenne aber davon noch einen andern Namen; weißt du ihn uns ebenfalls zu sagen?

E. Neuholland.

R. Sehr schön. Außer dem nennt man ihn noch zum Unterschiede von Ost- und Westindien auch bisweilen Südindien, und weil er aus einer Menge von Inseln besteht, Polynesien oder Inselwelt. Von dem Daseyn dieses Erdtheiles hatte man vor ungefähr 300 Jahren eben so wenig, als vor Amerika einige Kunde Als jedoch dieser Erdtheil entdeckt war, du wirst mir sagen, durch welchen berühmten Mann, liebe Amalie?

A. Durch Columbus.

R. Nachdem, wie ich also sagte, Amerika durch den Columbus entdeckt worden war, gerieth man auf die Meinung, daß es auch außer diesem noch mehrere unbekannte Länder geben müsse, und bot daher Alles auf, um diese zu entdecken. Auf diese Weise geschah es denn, daß der berühmte portugiesische Seefahrer Magellan (denn damals waren die Portugiesen äußerst thätige und geschickte Seeleute) im Jahre 1521 einige von den vielen Inseln, aus denen Australien besteht, wirklich entdeckte. Diese Entdeckungen wurden von Andern nach und nach immer mehr erweitert. Ein Mann ist es vorzüglich, welcher sich um die näheren Nachrichten, die wir aus jenem Erdtheile erhielten, ganz besonders verdient gemacht hat. Wer unter euch kann mir ihn wohl nennen?

Th. Cook.

R. Sehr schön, lieber Theodor. Eine große Menge Inseln, die man bisher nicht kannte, wurde durch ihn entdeckt. Die Sandwichsinseln sind davon die berühmtesten und auf einer derselben verlor endlich auch Cook sein Leben, so reich an Thaten und Entdeckungen. Wünscht ihr vielleicht die Art und Weise seines Todes zu erfahren?

Alle. O, bitte! bitte! Erzählen Sie.

R. Nun so hört! Als nämlich Cook im Jahre 1776 auf der Insel Owaihi angelangt war, erhob sich zwischen seinen Matrosen und den Einwohnern der Insel ein Streit. Diese hatten nämlich den ersteren einige Sachen gestohlen, welche die Matrosen zurückverlangten. Kaum hörte Cook, der sich auf einem seiner beiden Schiffe befand, von diesem Streite, so begab er sich sogleich, nur von wenigen Leuten begleitet, an das Land, um diese Ungerechtigkeit abzumachen. Die Einwohner der Insel hatten sich bewaffnet und in großer Anzahl um ihn versammelt. Jedoch ging anfangs Alles friedlich her; die Einwohner versprachen, den Schaden wieder gut zu machen und waren es zufrieden, daß ihr Häuptling, oder König dem Anführer der fremden Männer so lange auf die Schiffe folgen sollte, als diese sich hier aufhalten würden. Man kam bis an das Meeresufer, wollte schon in die Boote steigen, die die Mannschaft in die Schiffe bringen sollte, da warf ein Indianer den Cook mit einem Stein. Darauf entstand ein allgemeines Gefecht, von den Schiffen aus Schießen, von den Indianern Keulenhiebe und Steinwürfe auf Cook und seine Leute. Die Begleiter Cooks, deren, wie schon gesagt, nur sehr wenige waren, flohen auf die Boote und ließen treulos ihren muthig kämpfenden Capitän zurück. Als er fliehen wollte, war es zu spät, denn die Indianer hatten ihn ganz umringt und von allen Seiten fielen Keulenhiebe und Steinwürfe gewaltig auf ihn. Zwar vertheidigte er sich wie ein Löwe, noch mancher Indianer fiel unter sein Streichen, aber endlich erlag er doch der Uebermacht. Sein Körper ward von den Indianern aufs schrecklichste verstümmelt. So endete dieser große und merkwürdige Mann.

Alle die Inseln, die man bis jetzt entdeckt hat und welche zu Australien gehören, mögen zusammen ungefähr um den fünften Theil größer sein, als Europa, allein hinsichtlich der Zahl der Einwohner findet zwischen

beiden Erdtheilen ein außerordentlich großer Unterschied Statt. Während nämlich in dem doch etwas kleineren Europa ungefähr 180 Millionen Menschen leben, beträgt die Zahl aller Einwohner Australiens kaum 2 Millionen. Man nimmt zwei Hauptstämme derselben an. Der eine davon wird die Papuas genannt; diese kommen an Bildung ihres Körpers den Negern am nächsten; sie haben eben solche aufgeworfene Lippen und wollige Haare; allein ihre Gesichtszüge sind weit häßlicher, als bei den Negern; sie scheinen fast den Affen zu gleichen; der große Mund sieht fast wie eine Schnauze aus, hinter dem man kaum die kleine, breitgedrückte Nase erkennen kann. So widerlich und häßlich die Bildung ihres Körpers ist, so roh und wild sind sie auch. Sie gehen entweder ganz nackt oder sind nur leicht mit Thierfellen bekleidet; sie suchen Fische, klettern auf die Bäume oder erlegen die leicht zu fangenden Känguruhs, und verzehren fast alles roh, kaum daß sie den Vögeln die Federn abrupfen. Ja die Bewohner mehrer neuholländischer Inseln sind so schrecklich wild und roh, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. Der andere Völkerstamm ist der malayische, welcher sich von jenem äußerst vortheilhaft unterscheidet; denn unter demselben findet man die schönsten und regelmäßigsten Gestalten, wie sie es nur in irgend einer Gegend der Erde geben kann. Die Farbe der Haut ist bei diesen Menschen nicht dunkler, als bei den Bewohnern warmer Gegenden von Europa, ja man sieht nicht selten Frauen völlig weiß, wie die schönsten Europäerinnen. Im Ganzen zeigen sich diese Inselbewohner als gutmüthige, gesellige, und sanfte und fröhliche Menschen. Demungeachtet haben sie einen außerordentlichen Hang zum Stehlen, wahrscheinlich weil sie das Häßliche dieses groben Lasters nicht einzusehen im Stande sind. Leider herrscht auch bei einigen Völkern die schreckliche Sitte des Genusses des Menschenfleisches und der Menschenopfer; allein sie sind doch weit thätiger und gebildeter als die Papuas. Sie leben in Dörfern vereinigt, wo man auch öffent-

liche Gebäude antrifft, verfertigen Kähne mit kunstvoller Schnitzarbeit, Werkzeuge, Geräthschaften und Waffen von Stein und Holz, deren Arbeit man, da sie dazu nur sehr wenige und höchst unvollkommene Werkzeuge haben, wirklich bewundern muß; sie machen Fischernetze, Körbchen, Stricke, sehr feine Matten und Zeuge zur Bekleidung ihres Körpers, die sie schön zu färben wissen. Sie treiben den Ackerbau und die Landwirthschaft fleißig und gehorchen Gesetzen, die sie sich gegeben haben. Auch findet man im Gegensatze zu den Papuas, welche keine Religion haben, bei den Malayen eine Art Religion, indem sie Haupt= und Untergötter verehren, Priester und Opfer haben und an ein Leben nach dem Tode glauben, welches sie sich nun freilich nach ihrer Weise, d. h. recht vergnügt und mit allen Annehmlichkeiten des irdischen Lebens ausgestattet denken. Durch christliche Religionslehrer, welche aus Europa auch hierher gekommen sind, hat auch die christliche Religion angefangen, sich auf mehreren Inseln Australiens zu verbreiten; besonders aber sind es die Bewohner der sogenannten Sandwichsinseln, welche es hierinnen so wie in vielem anderm Nützlichen und Guten durch ihre Bekanntschaft mit den Europäern am weitesten gebracht haben. Es zeigen diese in ihren Arbeiten, die sie leicht von den Europäern erlernen, einen außerordentlichen Grad von Geschicklichkeit und Zierlichkeit und haben sich schon mehrere der nützlichsten Künste zu eigen gemacht, indem sie ihre Arbeit als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede, Schneider u. s. w. eben so gut verrichten, als die geschicktesten Europäer. Dieß, lieben Kinder, sind die ursprünglichen Einwohner von Australien und das mit 16) bezeichnete, auf der gegenwärtigen Kupfertafel befindliche Bild stellt euch dieselben und zugleich die Ansicht einer australischen Landschaft dar, welche uns zu einigen Mittheilungen über den allgemeinen Zustand dieses Erdtheiles Veranlassung geben wird. Außer diesen ursprünglichen Bewohnern Australiens giebt es noch viele Europäer daselbst. Besonders aber viele Engländer. Als nämlich sich die Nordamerikaner von

der englischen Regierung frei machten, gerieth diese auf den Gedanken, sich durch Einnahme anderer Länder für den verlornen Besitz von Amerika zu entschädigen. Das bis dahin noch wenig entdeckte und bekannte Australien schien hiezu die beste Gelegenheit darzubieten, und bald sah man englische Schiffe in diesen Erdtheile landen. Da man nun endlich zur Bearbeitung des unbebauten Bodens Menschen brauchte, so verordnete die englische Regierung, daß gewisse Verbrecher zur Strafe dahin gebracht werden und für Nahrung und Kleidung daselbst arbeiten sollten. Allein es entschloßen sich auch viele freiwillig, dahin zu gehen, und so entstanden in kurzer Zeit daselbst eine Anzahl hübscher Städte und Dörfer, welche alle zusammen bei den Engländern den Namen Botany Bai führen. Noch ist jene Colonie täglich im Wachsen und Emporblühen begriffen; die Kinder der wilden Einwohner werden von den menschenfreundlichen Kolonisten zu höheren Zwecken, als ihre armen, unwissenden Eltern begreifen können, erzogen und diese freuen sich außerordentlich darüber.

Der Boden von Australien ist äußerst fruchtbar; man findet daselbst nicht allein eine Menge herrlicher Gewächse, die in keinem andern Erdtheile angetroffen werden, sondern auch alle Pflanzen, die man aus Europa dahin gebracht hat, kommen sehr gut fort. Das Thierreich dagegen ist in mancher Hinsicht in Australien sehr arm; vorzüglich giebt es daselbst sehr wenig Säugethiere, unter ihnen ist das Känguruh, wovon ihr ein Exemplar auf dem hierher gehörigen Bilde erblicket, das größte; außerdem giebt es daselbst noch das sogenannte Schnabelthier, welches den Körper eines Säugethieres, den Kopf und Schnabel eines Vogels hat, dann das fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Schweine, Hunde, Seebären, Wallfische u. dergl. m. Je weniger und je kleinere Säugethiere es aber in Australien giebt, desto prächtiger und schöner sind die Vögel; vorzüglich findet man aber daselbst eine außerordentliche Menge von Papagaien und Paradiesvögeln, welche letztere mit

Recht wegen der Pracht ihres Schwanzes zu den schönsten dieser Thiergattung gezählt werden; außerdem giebt es in Australien außer dem auch bei uns gewöhnlichen Hühnern, Tauben und Enten und außer einer großen Menge von prächtigen Vögeln, die man nirgends anders, als in diesem Erdtheile erblicket und die ich hier unmöglich namentlich aufführen kann, einen schwarzen Schwan. Und so, lieben Kinder, hätten wir denn auch die Beschreibung dieses letzten unserer fünf Erdtheile geendigt. Die Namen der einzelnen Theile von Australien mögen den Beschluß der heutigen Unterhaltung machen; denn ohne die Kenntniß derselben würdet ihr oft nicht im Stande sein, zu bestimmen, zu welchem Erdtheile eines dieser Länder gehören sollte. Nach Neuholland also, welches das feste Land Australien genannt werden kann und nach welchem auch, weil es bei weitem den größten Theil desselben ausmacht, dieser Erdtheil genannt worden ist, kennen wir noch namentlich, van Diemens Land, Neu-Guinea, die Admiralitäts-Inseln, Neu-Brittanien, die Salomonsinseln, die neuen Hebriden oder das heilige Geist-Land, die Freundschafts-, Societäts-, Sandwichs- und noch eine Menge anderer solcher Inseln. Bevor wir nun in den nächsten Unterhaltungen zu der Erklärung der nun folgenden Bilder weiter fortgehen, werde ich mit euch eine Wiederholung alles dessen veranstalten, was ich euch zur Erläuterung des Titelblattes und der darauf folgenden 4 ersten Kupfertafeln mitgetheilt habe. Bereitet euch daher so viel als möglich darauf vor und dasjenige von euch, welches sich am meisten bei der bevorstehenden Prüfung auszeichnen wird, erhält die Bilder, deren ich noch mehrere Exemplare in Bereitschaft habe, zum Geschenk.

Ihr hättet nun sehen sollen, meine jungen Leser und Leserinnen, wie eifrig die vier kleinen, jungen Freunde sich dann darüber her machten, alles das, was sie bisher in den so angenehmen und lehrreichen Mit-

theilungen Herrn Reinhards, ihres Lehrers, vernommen hatten, sich recht tief einzuprägen. Allein indem sie nun damit ganz von vorne anfiengen, mußten sie mit nicht geringem Schrecken bemerken, daß ihrem Gedächtniß Vieles, was Herr Reinhard in Bezug auf die Bilder erwähnt hatte, ganz entfallen war. Eins klagte dem andern seine Noth und traurig verzichteten schon alle auf die verheißene Belohnung. Da fiel dem Theodor, der unter ihnen den den meisten Muth behielt, ein, daß es doch in seines Vaters Büchersammlung Bücher geben könne, worinnen dieselben Gegenstände, von denen sie jetzt Rede und Antwort geben sollten, enthalten wäre. Dieser Einfall, den man eine Entdeckung nennen könnte, wurden im Rathe unserer kleinen Freunde, den man bei der drohenden Noth hielt, für gut befunden und sogleich beschloßen, das Vorhaben auszuführen. Theodor und Karl wurden zur Herbeischaffung der nöthigen Bücher beauftragt und sie fanden in dem Willen von Theodors Vater, der es recht gern sah, wenn sich die Kinder durch das Lesen guter und nützlicher Bücher selbst unterrichteten, kein Hinderniß; desto größere Schwierigkeiten machte es ihnen bei ihrer Unbekanntschaft mit den meisten Büchern, unter so vielen, welche sie da vor sich sahen, die rechten herauszufinden, aber endlich, nachdem manches Buch aus den obersten Reihen vergebens herabgeholt, angesehen und durchblättert worden war, wurden auch diese überwunden und die Knaben eilten mit ihrem Funde davon, um die harrenden Mädchen mit der glücklichen Nachricht davon zu erfreuen. Nun theilten sie sich in die Bücher und begannen aufs eifrigste das zu lesen, was mit dem ihnen von Herrn Reinhard Mitgetheilten zusammenzuhängen schien. Jedes war dabei bemüht, sich das Wichtigste, was es fand, aufzuschreiben. Da ihnen Herr Reinhard bis zur Wiederholung seiner bisherigen Unterhaltungen eine ganze Woche gegeben hatte, so brauchten sie sich nicht zu übereilen, sondern jedes von ihnen konnte sein Buch, in dem es etwas Passendes gefunden zu haben glaubte, so lange behalten, als es ihm gut dünkte. Dann aber

wurden die Bücher gewechselt und das Lesen, so wie das Aufschreiben des Wichtigsten, welches sie fanden, begann bei unsern kleinen Freunden aufs Neue und mit verdoppeltem Eifer. So gieng es mehrere Tage hindurch und man hatte zu dieser Arbeit, bei welcher eins das andere am Fleiß und Eifer zu überbieten suchte, die Stunden bestimmt, zu welchen Herr Reinhard früher seine Unterhaltungen zu halten pflegte. Noch war die von ihm zur Prüfung seiner kleinen Schüler angesetzte Woche nicht verstrichen, als die Kinder einander einstimmig versicherten, alles das, worüber sie der Letztere prüfen wollte, wieder gelernt und nun fest im Gedächtnisse zu haben. Der Tag, an welchem die Prüfung vor sich gehen sollte, war endlich herangekommen und die Kinder hatten sich in freudiger Erwartung auf die verheißene Belohnung in dem gewöhnlichen Zimmer versammelt, in welchem auch Herr Reinhard bald darauf erschien. Die Prüfung begann. Frage folgte auf Frage, doch an welche der vier Kinder sie auch geschah, keine einzige derselben blieb unbeantwortet, so daß Herr Reinhard gleich im Anfange nicht umhin konnte, durch freundliches Lächeln und bedeutsames Kopfnicken seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Und diese Zufriedenheit minderte sich im Laufe der Prüfung keineswegs, vielmehr drückte sie sich in den Mienen des Lehrers, der die schönsten Erwartungen, die er von seinen kleinen Schülern gehegt hatte, so vollkommen erfüllt sah, immer deutlicher aus, bis er am Ende derselben in laute Lobeserhebungen ausbrach. Aber welchem der vier Kinder sollte er nun den Vorzug geben, welches die verheißene Belohnung erhalten? Alle hatten gleichen Eifer, gleichen Fleiß bewiesen, keines war die Antwort auf eine Frage schuldig geblieben. Hatte auch Theodor die schwierigsten Fragen bekommen und diese beantwortet, so war er ja auch der älteste unter den Kinder und von ihm konnte daher mit Recht am meisten verlangt werden. Emilie dagegen, die jüngste unter ihnen, hatte nur, und mit eben solchem Rechte die leichtesten Fragen erhalten und dieselben ebenfalls zu seiner voll-

kommenen Zufriedenheit beantwortet. Erwartungsvoll blickten die Kinder nach geendigter Prüfung erst ihren Lehrer, dann sich untereinander an, und horchten dann nicht wenig, als Herr Reinhard sagte: „Ich bin, lieben Kinder, nicht im Stande, euch das Versprechen, dem, der sich am meisten bei der gegenwärtigen Prüfung auszeichnen würde, zur Belohnung seines Fleißes und seines Eifers in der Wiederholung jener Gegenstände jene Bilder zum Geschenk zu machen, zu erfüllen, denn alle habt ihr gleichen Eifer, gleichen Fleiß bewiesen, keines hat sich vor dem andern ausgezeichnet und ich würde euch allen Unrecht thun, wollte ich einem vor den andern den Vorzug geben. Eine Belohnung aber habt ihr nichts desto weniger verdient und diese soll euch auch sogleich werden.“ Nachdem er dieses gesprochen, gieng er nach einem in der Ecke des Zimmers stehenden Pulte, schloß dasselbe auf und nahm daraus vier kleine Packetchen, wovon er jedem der Kinder eines überreichte. Als diese nun erwartungsvoll diese öffneten, fanden sie alle zu ihrer großen Freude die nämlichen Abbildungen, über welche ihnen Herr Reinhard so viel Angenehmes und Lehrreiches mitgetheilt hatte, und hinsichtlich dessen sie so eben jetzt eine ehrenvolle Prüfung bestanden hatten.

Euch, meine kleinen Leser und Leserinnen, kann ich nun zwar zur Belohnung des Fleißes und des Eifers, mit welchem ihr alle die nützlichen Kenntnisse, die ihr hier und da in dem gegenwärtigen Büchlein findet, euch zu eigen machet, nicht erst die in demselben befindlichen Bilder zum Geschenk machen, da sie an und für sich schon zu dem Buche gehören, dafür verspreche ich euch aber, in einem zweiten Bändchen diese Unterhaltungen fortzusetzen und euch mitzutheilen.

(Ende der ersten Abtheilung.)

Theodor und Amalie, Karl und Emilie waren wieder um ihren geliebten Lehrer, der sich mit jedem Tage ihre Liebe und Achtung immer mehr erwarb, versammelt, und bemerkten mit Freuden, wie derselbe Anstalt traf, sie abermals mit neuen Bildern bekannt zu machen. Das Bild welches er ihnen nun jetzt zuerst zeigt, und welches ihr, meine jungen Leser und Leserinnen, als das erste in der gegenwärtigen Fortsetzung dieser Unterhaltungen bemerken werdet, (Tab. V.) stellt folgenden Gegenstand dar. In einer freien, schönen Gegend, die ein Teich einschließt und freundliche Anhöhen, mit prächtigen Landhäusern geschmückt, umgränzen, wandeln Menschen, und zwar solche, die ihrer Kleidung nach irgend einem gebildeten, europäischen Staate angehören, von jedem Alter, jedem Stande, beiderlei Geschlechts. Kleine Kinder, Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer, und Frauen, Greise und Greisinnen. Jedoch laßt uns hören, welche nähere Erklärung Herr Reinhard seinen kleinen Schülern darüber gab.

R. Bevor wir, lieben Kinder, zu der Erklärung der jetzt folgenden Abbildungen übergehen, muß ich euch erst mittheilen, zu welchen Unterhaltungen im Allgemeinen sie uns Veranlassung geben werden. Bei den vorigen haben wir Gelegenheit gehabt, den Menschen überhaupt kennen zu lernen, ohne Rücksicht darauf, welchem Lande, welchem Erdtheile er angehöre. Jetzt wollen wir dagegen den Menschen kennen lernen, wie er sich uns

V.

Lebensalter und Stände.

in den Ländern unserer Erde darstellt, wo seine Sitten mild geworden sind und die Bildung und Kultur ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Ganz besonders wird daher auch künftig von Einrichtungen, den Leistungen und den Arbeiten der Menschen die Rede sein, da es ja eben diese sind, welche uns wiederum den Menschen selbst nach seinen Gaben und Kräften und nach der Ausbildung derselben am besten beurtheilen lassen. Aus dem obigen Grunde finden wir daher auch auf der gegenwärtigen Abbildung die hier lustwandelnden Menschen von jedem Alter, Stande und Geschlechte in einer Tracht, die wir auf den ersten Blick für die eines gebildeten, europäischen (doch könnte man auch sagen nordamerikanischen) Volkes erkennen. Das hier durch Personen dargestellte Alter des Kindes, Knaben, Jünglings, Mannes und Greisenalter, so wie bei dem weiblichen Geschlecht das des Kindes, des Mädchens, der Jungfrau, der Frau und der Greisin, (welche letztere man auch wohl mit dem obwohl fremden doch sehr wohl passenden Namen Matrone bezeichnet) bedarf keiner weiteren Erklärung, aber du, lieber Theodor, wirst mir die Zeit angeben, bis zu welcher jede dieser Periode des menschlichen Lebens reicht und eine andere anfängt.

Th. Das Kindesalter reicht bei beiden Geschlechtern bis ins siebente Jahr, dann wird das Kind zum Knaben oder Mädchen; dieses Alter reicht bei diesem bis zum 12ten bei jenem bis zum 15ten Lebensjahre, dann nennt man den Knaben Jüngling, das Mädchen Jungfrau. Ist nun der Jüngling 25 und die Jungfrau 20 Jahr alt geworden, so nennt man sie Erwachsene und den Jüngling Mann. Endlich wird der Mann im 60ste Jahre zum Greise, die Frau zur Matrone.

R. Du hast uns da eine ganz richtige Erklärung gegeben um dadurch abermals bewiesen, daß du schon recht viele und nützliche Bücher mit Fleiß und Aufmerksamkeit gelesen hast. Ich kann über diesen Gegenstand

auch daher nur noch Weniges hinzufügen. Die Kindheit, welche mit dem Augenblicke der Geburt des Menschen beginnt, ist die Zeit der körperlichen und geistigen Ausbildung des Menschen, denn erst im Verlaufe derselben lernt er sich bewegen, stehen, gehen, werden; erst nach und nach macht er von den fünf Sinnen, mit denen ihn die Natur versehen hat, Gebrauch. Nenne mir, liebe Emilie, diese fünf Sinne.

E. Gehör, Geschmack, Gesicht, Gefühl und Geruch.

R. Die Zahl und die Namen derselben hast du uns ganz richtig angegeben, allein die Ordnung, in welcher sie sich bei dem Kinde entwickeln, ist folgende: Zuerst lernt das Kind fühlen; was heißt das, liebe Amalie?

A. Es lernet durch Betasten mit den einzelnen Theilen seines Körpers die Gegenstände wahrnehmen und von einander unterscheiden.

R. Dann macht es von dem Sinne des Gesichts Gebrauch; es lernt sehen; zuerst unterscheidet es vor allen andern durch diesen Sinn seine Mutter; diese lernt es zuerst kennen. Weiter versteht es nach und nach eßbare Dinge durch den Geschmack zu unterscheiden; es lernt schmecken, dann hören und zuletzt riechen. Diejenigen also, welche glauben, daß das Kind, sobald es nur zur Welt gekommen, sogleich von allen seinen Sinnen Gebrauch machen könne, irren sich sehr; vielmehr könnt ihr zu jeder Zeit von einem ganz kleinen Kinde wahrnehmen, daß dieses namentlich noch wenig oder gar nichts hört, noch weniger aber riecht; denn diese beiden Sinne entwickeln sich bei dem Menschen am spätesten. Welches mögen wohl die Werkzeuge jedes einzelnen Sinnes sein, lieber Karl?

K. Wir sehen mit den Augen, hören mit den Ohren, riechen mit der Nase, schmecken mit der Zunge und fühlen mit den Fingern.

K. Mit dieser Antwort kann ich nun freilich nicht zufrieden sein; denn fürs Erste hättest du die einzelnen Sinne in der Ordnung erwähnen sollen, wie sie sich bei dem Menschen entwickeln, und dann bist du dabei in einen außerordentlichen Irrthum verfallen. Wir fühlen also mit den Fingern und schmecken mit der Zunge? Das möchte ich denn doch nicht glauben. Weißt du es uns vielleicht besser zu sagen, lieber Theodor?

Th. Wir fühlen nicht blos mit den Fingern, sondern mit den ganzen Körper; allein ich habe, wie Karl, immer geglaubt, daß wir mit der Zunge schmecken.

K. Damit, daß du behauptest, wir fühlen mit dem ganzen Körper, hast du gewissermaßen Recht, denn ein ungezogenes Kind würde bei einer Züchtigung gar keine Schmerzen empfinden, wenn es die Schläge nicht gerade auf die Finger erhielte; aber in anderer Hinsicht und besonders mit dem Schmecken der Zunge hast du eben so Unrecht, als dein Freund Karl. Wir fühlen nämlich mit den feinen Fasern, welche unter der Haut verborgen liegen und welche man Nerven nennt. Je feiner und dünner nun die Haut ist, desto mehr vermögen wir auch die Gegenstände mittels der Nerven kennen zu lernen und zu unterscheiden. Daher kommt es, daß wir in den Fingerspitzen, wo die Haut gewöhnlich sehr fein zu sein pflegt, und wo sich mehrere solche Nerven vereinigen, das feinste Gefühl haben und eben daher vermögen die Leute, welche durch harte und grobe Arbeit aller Art in den Händen eine dicke und grobe Haut bekommen haben, bei weitem nicht so fein die Gegenstände durch das Gefühl zu unterscheiden, als die, welche selten oder nie dergleichen Arbeiten verrichtet haben. So viel über den Sinn des Gefühls. Der Geschmack aber hat als Werkzeug nicht die Zunge, sondern den Gaumen, welcher sich weiter hinten im Halse befindet. Haben sich nun die Sinne bei dem Kinde ausgebildet, so beginnt auch der Geist desselben thätig zu werden. Das Kind fängt an die Gegenstände zu unterscheiden, darüber nach-

zudenken und zu merken. Das erstere nennt man das Vermögen des Verstandes, das zweite die Vernunft und das dritte das Gedächtniß. Die Vernunft ist es vorzüglich, wodurch sich der Mensch von den Thieren unendlich unterscheidet; ihre Ausbildung ist der Zweck des Menschen auf der Erde. Nur wenig geschieht dieß in dem Kindesalter; das Kind sammelt, ohne dessen bewußt zu sein, mit seinem Sinne eine Menge von Eindrücken, die es wohl merkt, aber erst später mit reiferem Verstande, mit mehr ausgebildeter Vernunft verstehen lernt. Besonders aber stark ist das Fassungsvermögen in der Zeit des Knaben- und Mädchenalters. Das Gedächtniß und der Verstand werden mit einer außerordentlichen Menge von Gegenständen angefüllt; eben so wie die Vermögen der Seele, entwickeln sich in diesem Alter die Kräfte des Körpers. Das größte Wachsthum findet meist in diesem Alter Statt. In dem Jünglingsalter erreicht der Mensch seine volle körperliche Ausbildung, und gegen das Ende desselben auch die Kräfte seines Geistes. Das Mannesalter läßt ihn die gesammelten Kräfte seines Geistes und Körpers anwenden, und dadurch werden diese immer mehr geübt und gestärkt. Dagegen ist das Greisenalter die Zeit des Verschwindens und Abnehmens der Kräfte, bis sich endlich der Körper ganz auflöset, und die Seele von ihrem Schöpfer in ein anderes, höheres Leben abgerufen wird. Damit, lieben Kinder, wollen wir die Unterhaltung, wozu uns das gegenwärtige, auf der VIten Kupfertafel befindliche Bild Veranlassung gegeben hat, beschließen, und ihr werdet bei der aufmerksamen Betrachtung desselben nicht allein großes Vergnügen in der Auffindung der einzelnen Personen, welche dieses oder jenes Alter darstellen, sondern auch Stoff genug zum nützlichen Nachdenken finden. Noch fällt mir aber eine höchst sinnreiche Erzählung aus der Fabellehre der alten Griechen in Hinsicht auf die verschiedenen Alter des menschlichen Lebens bei, die ich nicht umhin kann, euch mitzutheilen.

In einer Gegend Griechenlands zeigte sich einst plötzlich in der Nähe eines stark besuchten Weges auf einen Felsen eine sonderbare und dabei schreckliche Gestalt, Sphinx genannt, die den Oberleib und das Antlitz eines schönen Weibes, den Unterleib und die Füße dagegen eines wilden Thieres hatte. Diese Spinx hielt jeden, der auf dem Wege an ihrem Felsen vorüberging, an, und gab ihm ein Räthsel zum Lösen auf. War dieß der Wanderer nicht im Stande, so stürzte ihn das Ungeheuer vom Felsen herab, wo er eines jammervollen Todes starb. Dagegen hatten aber auch die Priester geweissagt, daß der, welcher im Stande sein würde, das von der schrecklichen Sphinx aufgegebene Räthsel zu lösen, auch die Macht haben sollte, dem Ungeheuer dasselbe Schicksal zu bereiten, das durch sie schon manchem armen Wanderer widerfahren war. Das Räthsel selbst war folgendes: „Am Morgen geht es auf vier Füßen, des Mittags auf zwei, des Abends auf drei.“ Umsonst boten die armen Wanderer allen ihren Scharfsinn auf, um dieses so geheimnißvolle Räthsel zu lösen. Hunderte wurden ein Opfer des blutdürstigen Ungeheuers. Doch auch die Stunde der Erlösung sollte für die armen, geängstigten Einwohner jener Gegend schlagen. Eines Tages zog nämlich ein Mann die Straße dahin, welchen die Götter mit großer Klugheit und außerordentlichem Scharfsinn begabt hatten. Sein Name war Oedipus. Die furchtbare Sphinx zwang auch ihn, ihr Räthsel anzuhören, und auch ihn bedachte sie mit dem gewissen Tode, wenn er es nicht zu lösen vermöchte. Allein ihre letzte Stunde war gekommen. Oedipus errieth das geheimnißvolle Räthsel, indem er sagte: Das Ding ist der Mensch; am Morgen, in seiner Kindheit, kriecht er nicht selten auf Händen und Füßen herum, geht also auf vier Füßen; des Mittags, im Jünglings und Mannesalter geht er aufrecht auf zwei Füßen, und als schwacher Greis am Abend nimmt er den Stock zu Hilfe, geht also auf drei Füßen. Der Augenblick, in welchem das Räthsel gelöst wurde, war zugleich der, wo die schreckliche

Sphinx alle Macht, den Menschen zu schaden, verlor. Oedipus stürzte daher ohne Mühe das Ungeheuer vom Felsen herunter und rächte auf diese Weise die Unglücklichen, deren so viele an diesem Orte das Leben verloren hatten. Die griechische Stadt bei welcher dieß geschah, war Theben, dessen Bewohner den Oedipus aus Dankbarkeit für den großen Dienst, den er ihnen durch den Untergang der Sphinx geleistet hatte, zu ihrem Könige erhoben. Noch heut zu Tage nennt man scherzweise eine weibliche Person, welche andern recht schwere Räthsel zu lösen aufgiebt, eine Sphinx, den aber, welcher bei der Lösung einer solchen Aufgabe großen Verstand und vielen Scharfsinn beweist, einen wahren Oedipus.

Das Bild, welches Herr Reinhard am nächsten Tage seinen lieben Zöglingen und deren kleinen Freunden vorlegte, machte denselben außerordentliche Freude; denn sie erblickten auf demselben Gegenstände, welche ihnen nicht nur ganz genau bekannt waren, sondern die namentlich ganz besonders das jugendliche Alter betrafen. Karl, den er zur Beschreibung des ersten auf dieser VIten Kupfertafel befindlichen und mit 18 bezeichneten Bildes aufforderte, gab davon folgende Erklärung:

K. Die Knaben auf der einen Seite schreiben und der Lehrer zeigt ihnen, wie sie die Federn halten sollen; auf der andern Seite lehrt ihnen der Lehrer Geographie; das erkenne ich an den Landcharten, welche auf dem Tische ausgebreitet sind, und an dem Globus.

R. Durch diese brave Antwort hast du deinen Irrthum von vorhin, als du behauptetest, man fühle mit den Fingern und schmecke mit der Zunge vollkommen wieder gut gemacht. Was erblickst du aber auf dem 19ten Bilde, liebe Amalie?

Beschäftigungen der Jugend.

A. Eine Mädchenschule.

R. Ganz recht; was nehmen aber die Lehrer eben mit ihnen vor?

A. Das kann ich nicht sagen.

R. Vielleicht weiß es Emilie?

E. Das Mädchen, welches auf der linken Seite vorn allein steht und die Hand zu bewegen scheint, sagt, wie ich glaube, etwas her, was sie auswendig gelernt hat.

R. Deine Vermuthung ist ganz richtig; man sagt aber von Jemandem, der etwas auswendig Gelerntes hersagt, nun, wie meinst du wohl, lieber Theodor.

Th. Er declamirt.

R. Das declamiren ist nicht so leicht, als es die Kinder zu nehmen und zu behandeln pflegen; es besteht nicht blos darinnen, daß man das auswendig Gelernte ohne Anstoß hersagen kann, und dazu die Hände bewegt, sondern diese Bewegungen der Glieder, vor Allem aber auch der Ton der Stimme muß darauf berechnet sein, den Zuhörern das recht anschaulich und deutlich zu machen, was man eben darzustellen sucht. Ein schnelles und undeutliches Herplappern, ohne daß die wichtigeren Stellen durch den erhöhten oder verminderten Ton der Stimme hervor gehoben werden, ein zweckloses Hin- und Hinwerfen der Hände, kann daher keineswegs declamiren oder Declamation genannt werden. Vor allem suchet, lieben Kinder, wenn ihr einmal in der Schule oder bei einer andern Gelegenheit als Declamatoren auftreten wollt, das Gedicht, oder überhaupt dasjenige, dessen Vortrag ihr übernommen habet, ganz und gründlich zu verstehen. Dadurch werdet ihr euch nicht allein das Auswendiglernen ungemein erleichtern, sondern auch nur dann im Stande sein, durch den Ton eurer Stimme und

durch Geberden (man nennt sie Gesticulationen) das den Zuhörern gehörig und deutlich darzustellen, was der Verfasser dadurch darzustellen gewünscht hat. Sodann bemühet euch, eurer Stimme, wenn sie schwach ist, durch fleißige Uebung die gehörige Stärke zu geben. Ihr befolgt dann das Beispiel des noch heut zu Tage berühmten, griechischen Redners Demosthenes. Dieser hatte nämlich von Natur eine äußerst schwache Stimme und schien sich daher wenig für einen Redner des Volkes zu eignen, welcher auf einem öffentlichen Platze in einer zahlreichen Versammlung desselben laut und deutlich sprechen könnte. Allein Demosthenes war auch ein Jüngling, der durch Standhaftigkeit und Fleiß Alles erreichte, was er sich einmal vorgenommen hatte. Um seine schwache Brust zu stärken und sich im Sprechen zu üben, gieng er oft an das Ufer des Meeres, welches mit tosender Gewalt an die Felsen desselben schlug. Hier sprach er nun so laut er es vermochte und brachte es durch die fortgesetzte, anstrengende Uebung dahin, daß er endlich im Stande war, mit seiner Stimme das Tosen und Brausen des Meeres zu übertönen. Nicht unpassend pflegte er später das unwillige oder zornige Murmeln des athenischen Volkes, vor welchem er so viele Male in seinem Leben mit so unerhört glücklichem Erfolge gesprochen hat, mit dem Murmeln und Brausen des Meeres zu vergleichen. Doch wir kehren zu unserer Betrachtung über die Deklamirkunst, denn eine Kunst ist es allerdings, zurück. Als ferneres Erforderniß dabei müßt ihr es euch zur Regel machen, euren Geberden und Bewegungen einen gewissen Anstand zu geben; es darf derselbe jedoch nicht in Zieren und ängstliches Haschen nach anmuthigen Bewegungen ausarten, sondern er muß immer noch ungezwungen und natürlich bleiben. Das schönste Gedicht, wenn es noch so gut auswendig gelernt worden ist, von einer schönen, deutlichen Stimme noch so gut und richtig vorgetragen wird, verliert, wenn der, der es vorträgt, dabei plumpe Bewegungen und Geberden macht oder den Anstand, den er dabei zu beobachten hat, bis zur

Ziererei übertreibt. Durch genaue Beobachtung dieser Regeln aber werdet ihr euch, wenn ihr einmal declamirend auftretet, gewiß den Beifall aller eurer Lehrer erwerben, wenn es euch nicht etwa geht, wie der armen Louise. Dieß war nämlich ein recht gutes und braves Mädchen. Wie zu Hause die Eltern, so liebten sie auch die Lehrer, und Louise wußte sich diese Liebe durch Fleiß, Aufmerksamkeit und gesittetes Betragen in einem solchen Grade zu erwerben, daß sie mit allen den Auszeichnungen belohnt ward, welche gute Schüler und Schülerinnen in der Schule zu erhalten pflegen. Einst wurde einem vornehmen Manne zu Ehren, der die Schule besuchte, eine öffentliche Prüfung veranstaltet, und Louise erhielt zur Belohnung der Zufriedenheit ihrer Lehrer den Auftrag, den hohen Gast mit einigen Versen zu begrüßen. Die Verse wurden ihr von einem der Lehrer zum auswendig lernen übergeben, und in der That noch an demselben Tage war die fleißige Schülerin im Stande, diese ohne Anstoß vor sich herzusagen. Eine Probe, welche deßhalb der Lehrer, den Louise, wie ihren eignen Vater liebte und achtete, mit ihr vornahm, ging ganz vortrefflich von Statten. Allein je näher der Tag kam, an dem Louise so öffentlich unter den Augen aller Lehrer und aller ihrer Mitschülerinnen sprechend vor dem vornehmen Manne auftreten sollte, desto ängstlicher ward sie und sie sah den Morgen dieses Tages mit wahrer Bangigkeit heranbrechen. Fast bewußtlos ließ sie sich von ihrer guten Mutter den Putz anlegen, mit welchen sich Mädchen bei dergleichen Festlichkeiten zu schmücken pflegen, und gieng dann mit schwerem Herzen nach der Schule. Der freundliche Empfang der Lehrer, die schon gegenwärtig waren, die freundschaftliche Theilnahme ihrer Mitschülerinnen, die sich nach der Ursache ihres bleichen und ängstlichen Aussehens erkundigten, gab ihr wieder einigen Trost, und sie faßte neuen Muth, die ihr in einem außerordentlich hohen Grade eigene Schüchternheit zu überwinden. Allein kaum waren einige fremde Herren, die Begleiter des Ministers (denn dieß war der hohe Gast), eingetreten, als

auch diese ganz eigne Furcht und Aengstlichkeit das arme Mädchen von Neuem ergriff, und sie mit wahrer Angst dem Augenblicke entgegen sehen ließ, wo der Minister selbst eintreten, sie sich auf ein Zeichen ihres Lehrers demselben nähern und das auswendig gelernte Gedicht hersagen sollte. Endlich erschien dieser gefürchtete Augenblick und das Zeichen, welches Amalien hervorrief, erfolgte. Zitternd erhob sich das arme Kind; ihr Antlitz glich dem schneeweißen Festkleide, das ihr die Mutter angezogen hatte. Umsonst sprach ihr väterlicher Lehrer, der ihre innere Angst erst jetzt bemerkte, einige leise Worte der Ermunterung zu ihr; Louise überhörte es und begann nun allmählig am ganzen Leibe zitternd mit stammelnder Zunge das Hersagen des auswendig gelernten Gedichts. Doch die innere Angst mochte das zarte Mädchen zu sehr angegriffen haben; noch ehe sie die wenigen Verse, mit denen sie Minister begrüßen sollte, vollendet hatte, sank sie zu den Füßen desselben ohnmächtig nieder, und erst nach einer geraumen Weile gelang es den Bemühungen der Umstehenden, sie zum Leben zurückzubringen. Sie ward dann in einer Sänfte nach Hause gebracht und der Obhut und Pflege ihrer Mutter übergeben, die, wie ihr leicht denken könnt, lieben Kinder, nicht wenig erschrack, ihr gutes Töchterlein in einem solchen Zustande wieder zu sehen. Jener blieb jedoch für die Gesundheit des guten Louischens ohne schädliche Folgen, und ihre Eltern sowohl, als ihre Lehrer boten Alles auf, um sie von dieser Schüchternheit zu heilen, welches ihnen auch endlich, obwohl erst lange nachher, glücklich gelang. Diejenigen Kinder, welche sich einer solchen natürlichen Schüchternheit bewußt sind, müssen sich daher alle nur mögliche Mühe geben, derselben ganz oder doch zum Theil Herr zu werden; besonders aber jene falsche Scham von sich entfernen, die sich nicht selten zurückhält, etwas Gutes und Löbliches zu thun, indem sie sich dadurch vor ihren Gespielen und Gefährten lächerlich zu machen fürchten. So giebt es nicht selten Kinder, welche, ohne gerade trotzig zu seyn, sich

schämen, Jemandem das Unrecht, welches sie ihm gethan, ab- und ihre Lehrer oder Eltern, deren Mißfallen sie sich durch einen Fehler zugezogen haben, öffentlich, besonders im Beiseyn ihrer Mitschüler, Geschwister oder Gespielen um Verzeihung zu bitten, indem sie sich eben dadurch in den Augen der letzteren herabzusetzen glauben. Allein sie bedenken eben nicht, daß die Abbitte für eine Beleidigung oder das Flehen um Verzeihung für begangene Fehler eine Reue darüber anzeigt, mithin etwas Gutes, und daß es eben die größte Thorheit ist, sich etwas Guten zu schämen. Wenn nun das Deklamiren geeignet ist, unsern Verstand und unser Herz zu bilden, wenn es daher eine nützliche Beschäftigung und mithin auch etwas Gutes ist, so thun diejenigen sehr unrecht und thöricht daran, welche sich nicht entschließen können, öffentlich als Sprecher aufzutreten, weil sie fürchten, von ihren Mitschülern deßhalb ausgelacht und verspottet zu werden; ja es werden gerade diejenigen, welche mit einer übertriebenen Furcht und Aengstlichkeit dennoch endlich so etwas unternehmen, durch die offenbaren Zeichen ihrer Angst die sie dann gewöhnlich nicht verläugnen können, ein Gegenstand des Spottes ihrer Mitschüler und erndten gemeiniglich von den Lehrern hinsichtlich ihrer Leistungen mehr Tadel als Lob ein. Aber seht nur, lieben Kinder, wie weit wir von dem eigentlichen Gegenstande unserer Unterhaltung abgekommen sind, und welcher schnellen Gedanken der menschliche Geist fähig ist. Wir kehren also zu unserm Bilde zurück, und Emilie wird uns angeben, was sich auf der andern Seite desselben befindet.

E. Ich sehe da eine Menge Mädchen um einen Tisch sitzen, auf welchem ein ganz sonderbarer Vogel steht.

R. Ah! ich erinnere mich jetzt, Emilien sowohl, als Amalien zur Erklärung dieses Bildes aufgefordert zu haben. Du, lieber Theodor, wirst uns an ihrer Stelle den nöthigen Aufschluß geben können.

Th. Der Vogel, der sich auf dem Tische befindet, ist ein Pelikan, und der Lehrer ist eben damit beschäftigt, den Mädchen etwas aus der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Vogels mitzutheilen.

R. Ganz recht. Doch woher ist dir jener Vogel so genau bekannt, daß du ihn sogleich auf diesem Bilde wieder erkannt hast?

Th. Ich habe vor ungefähr zwei Jahren, als der Herr von Aken, der solch außerordentliche Kunststücke mit seinem großen Löwen machte, mit seiner Menagerie hier war, diesen Vogel lebendig gesehen.

R. Nun, so wirst du auch im Stande seyn, uns eine nähere Beschreibung von ihm zu geben.

Th. Er ist etwas größer als unsere Gänse und steht, weil er einen langen Oberkörper hat, meist aufrecht da. Das sonderbarste an ihm ist der lange und breite Schnabel, mit dem er recht empfindlich beißen kann. An diesem Schnabel hängt eine Art von Sack, welcher sich außerordentlich erweitern kann. In diesem Sacke nimmt er Alles auf, was er verschlingen will. Seine Lieblingsspeise sind Fische, und selbst sehr große unter denselben sind von seiner Raubgier nicht sicher. Die Bewohner der Gegenden wo dieser Vogel lebt, richten ihn zum Fischfange ab; sie legen ihm dabei einen eisernen Ring um den Hals, damit er nicht die Fische, die er mit seinem Schnabel gefangen und in den Sack gebracht hat, verschlingen kann. Dann sperrt man ihm mit Gewalt den Schnabel auf und nimmt die darinnen befindlichen Fische heraus. Der Mann, der es uns damals erklärte, nahm dann aus einem Wasserbehälter einige lebendige Fische und warf einen nach dem andern dem Vogel zu, welcher sie sehr geschickt mit seinem langen Schnabel auffing und sogleich in dem Sacke verbarg. Als er sie nach und nach hinuntergeschluckt hatte, nahm derselbe Mann, der ihn vorher gefüttert, den Sack in

die Hände und stülpte sich ihn, wie eine Mütze auf den Kopf, worüber denn alle anwesende Zuschauer recht herzlich lachen mußten.

R. Ich bin dir im Namen deiner kleinen Mitschüler großen Dank schuldig für die brave Erzählung von den Merkwürdigkeiten, welche du hinsichtlich jenes Vogels theils gehört, theils selbst gesehen hast. Der Pelikan aber, den wir hier in der Mitte des Schultisches erblicken, ist kein lebendiger, sondern nur ein ausgestopfter, den der Lehrer zur größeren Deutlichkeit und Verständlichkeit seinen kleinen Schülerinnen vorzeigt.

Das mit 20) bezeichnete lange Bild auf derselben Kupfertafel, stellt uns die Spiele dar, welche der Mensch im jugendlichen Alter zu treiben pflegt. Betrachte einmal dieses Bild genau, lieber Karl, und nenne mir dann von der Linken zur Rechten alle die Spiele her, welche du die Kinder auf demselben treiben siehest

K. Zuerst schieben da welche Kegel, dann kommen andere, welche sich in einer kleinen Kutsche fahren; hier schlagen Knaben Ball; weiterhin gehet einer auf Stelzen; ein Knabe läßt das Kreisel tanzen; mehrere Knaben und Mädchen werfen einander Reifen zu und fangen sie auf; ein andrer läßt einen Drachen steigen; dort hinten halten sie ein Vogelschießen; da schaukeln sie sich; hier fangen welche; dort läßt einer einen Hund apportiren (etwas herbeihohlen), und endlich spielen sie da Soldaten.

R. Ganz recht. Und somit hätten wir denn zugleich die Erklärung der ganzen VIIten Kupfertafel beendigt. Was meinst du wohl, lieber Theodor, wie sich der Inhalt derselben im Allgemeinen angeben ließe?

Th. Beschäftigungen der Jugend.

R. Getroffen. Eben das meinte ich. In unsrer nächsten Unterhaltung werden wir dagegen einige Beschäftigungen des reiferen Alters kennen lernen.

Als am folgenden Tage sich unsere kleinen Freunde abermals zur gewohnten Unterhaltung bei ihrem geliebten Lehrer versammelt hatten, sprach dieser:

R. Ich habe euch bereits gestern versprochen, euch heute mit einigen Beschäftigungen des menschlichen Lebens bekannt zu machen. Auf den mit 21 u. 22 bezeichneten Bildern, die sich auf der gegenwärtigen VIIten Kupfertafel befinden, sehet ihr einige derselben dargestellt. Das obere mit 21 bezeichnete Feld enthält nun namentlich solche Beschäftigungen, welche nur im Freien vorgenommen werden können, und mit ihnen wollen wir unsere heutige Unterhaltung beginnen. Du, lieber Theodor, nenne uns einmal die einzelnen Gegenstände, welche du hier erblickest.

Th. In der Ferne auf einem der Berge, sehe ich ein kleines Haus, nicht weit davon unten im Thale eine tiefe Grube, in welcher bei einem daselbst befindlichen Wagen mehrere Leute beschäftigt sind; dann rechts im Vordergrunde bei den Felsen Rauch und ganz vorn abgehauene Steine. Auf dem Wege fährt ein mit Ochsen bespannter Wagen dahin, der mit mehrern solchen Steinen beladen ist; links aber im Vordergrunde zeigen sich mehrere Leute, die ebenfalls mit Steinen beschäftigt sind, dahinter ein sonderbar gebautes Haus und hinter demselben noch ein anderes, aus welchem ein starker Rauch emporsteigt.

R. Die Gegenstände, die auf diesem Bilde wirklich dargestellt sind, hast du uns ganz richtig angegeben, allein die Bedeutung jedes einzelnen wirst auch du nicht hinlänglich kennen, um im Stande zu sein, sie deiner Schwester und deinen kleinen Freunden mit der nöthigen Deutlichkeit erklären zu können. Ich will daher dieses Geschäft auf mich nehmen. Das Häuschen auf dem fernen Berge, das ihr leicht aber fälschlich für ein Weinbergs-Häuschen halten könntet, ist ein sogenanntes Huthaus, in welchem sich die Bergleute auf den Schall einer da-

Beschäftigungen der Menschen. Bergbau, Ziegelbrennerei, Gewerbe, auf dem Lande, in der Stadt.

selbst befindlichen Glocke zu einer bestimmten Stunde zur Fahrt in das Innere der Erde zu versammeln pflegen. Daß die Arbeit der Bergleute dazu dient, um uns allerhand Metalle und Mineralien, welche im Schooße der Erde verborgen liegen, zu verschaffen, wird euch bereits bekannt sein, lieben Kinder, daß er dadurch der menschlichen Gesellschaft außerordentlichen Nutzen leistet, werdet ihr ebenfalls sehr leicht einsehen; denn nur durch ihn erhalten wir das Eisen, aus welchem allerhand nützliche Werkzeuge und Sachen verfertigt werden, nur er bringt die edleren Metalle, Gold und Silber, aus der Erde hervor, aus welcher das Geld, welches doch zum gesellschaftlichen Verkehr der Menschen so nothwendig und unentbehrlich geworden ist, geprägt wird; und nur er versieht uns mit tausend andern nützlichen und nothwendigen Dingen. Genügsamkeit, Zufriedenheit, Treue, Fleiß und Ehrlichkeit sind die Tugenden, wodurch sich der Bergmann immer vortheilhaft auszeichnet! Schon die Knaben von 6 oder 7 Jahre bieten ihre schwachen Kräfte auf, um den Vater bei seiner mühseligen Arbeit zu unterstützen; sie werden dann Gruben- oder Pochjungen genannt. Die Bergleute haben eine ganz eigenthümliche Kleidung. Kannst du sie uns vielleicht etwas genauer beschreiben, lieber Karl?

K. O ja, denn ich habe erst vor einigen Tagen einem Bergmann aus dem sächsischen Erzgebirge hier gesehen. Seine Kleidung bestand in einer kurzen, schwarzen Jacke mit weiten Aermeln, in einem Leder, welches er hinten wie eine Schürze vorgebunden hatte, und in einer hohen schwarzen Mütze, die fast wie Tzschako aussah.

M. So ist freilich die Tracht des Bergmannes, wenn er eben nicht beschäftigt ist; allein dann kommt noch Einiges hinzu; indem er dann noch eine Art Patrontasche trägt, welche ihm um den Leib geschnallt ist, und worinnen sich Lichter und Pulverpatronen befinden, an der Seite hat er ein Messer stecken und vorn auf der Brust trägt er die sogenannte Blende, eine kleine hölzerne Laterne. Die hohe Mütze, die er bei festlichen

Aufzügen mit einem Federbusche zu schmücken pflegt, hat deßhalb keinen Schirm, damit er beim Hinabsteigen in das Innere der Erde nicht anstoße und die lederne Schürze, welche er hinten trägt, und das **Bergleder** genannt wird, dient ihm bei schlüpfrigen Stellen zum Rutschen. Die Art und Weise, wie der Bergmann in das Innere der Erde hinabkommt, ist doppelt; er steigt nämlich entweder auf einer Leiter hinab oder er setzt sich in einen sogenannten Kübel, und dieser, der durch ein Rad sich in Bewegung setzt und auf der andern Seite ein Gegengewicht hat, führt ihn an den Ort seiner Bestimmung Hier arbeitet er nun mit dem Hammer die Gesteine los, um die Metalle und Mineralien zu finden. Groß, lieben Kinder, ist der Segen des Bergbaues, klein aber der Lohn, mühselig und gefahrvoll die Arbeit des armen Bergmanns, besonders die **vom Leder**, wie er im Gegensatze zu denen heißt, die sich blos mit dem **Ausscheiden** und **Schmelzen** der Metalle und Mineralien beschäftigen und welche ebenfalls Bergleute genannt werden. Bald ist er im Gefahr, von den unterirdischen Dünsten erstickt und von den einstürzenden Gruben erschlagen oder verschüttet zu werden, bald drohen ihn die großen Wasserräder, die neben seiner Leiter mit donnerndem Gerassel gehen, zu zermalmen oder in den fürchterlichen Abgrund zu reißen. Kurz es gehören tausend Mühen und Gefahren dazu, von welchen wir uns kaum einen Begriff machen können, ehe ein Groschen in unsern Geldbeutel, ein Schwefelfaden, ein Zinnteller u. s. w. in unsere Wirthschaft kommt. Demungeachtet sind die Bergleute ein fröhliches und lustiges Völkchen, sie lieben die Musik außerordentlich, und wir sehen nicht selten solche Leute als Musiker auf den Messen und Jahrmärkten herumziehen. Die Sprache des Bergmanns hat viele Eigenheiten. So nennt er die Leitern, welche ihn ins Innere der Erde hinabführen, **Fahrter**, die Tiefe **Teufen**, die Grube **Zeche**, die Luft **Wetter**, den Karren **Hund**, die zum Betrieb seiner Arbeiten nöthigen Wasser **Aufschlagewasser**. Ein Bergmann, der

vor Alter und Schwäche nicht mehr arbeiten kann, wird bergfertig und die auszehrende Krankheit, welche die meisten Bergleute in ihrem besten männlichen Alter befällt, die Berg- oder Hüttenkatze genannt. Der einzige Gruß aller Bergleute ist ein herzliches Glückauf! Die Erhöhung, welche sich links von dem Huthäuschen befindet, sind sogenannte taube Erze, welche keine nutzbaren Metalle oder Mineralien mehr enthalten und von dem Bergmanne Halden genannt werden. Ein Bergmann ist daselbst eben damit beschäftigt, solche Halden aus dem Hunde auszuschütten. Was war bei dem Bergmann der Hund, liebe Amalie?

A. Der Karren.

M. Ganz recht. Doch nun uns laßt unsere Aufmerksamkeit einem andern der hier befindlichen Gegenstände zuwenden. Als der nächste bietet sich die unmittelbar unter dem Hügel, auf dem das Huthäuschen stehet, gelegene Tiefe dar. Wenn ich es euch als eine Sandgrube erkläre, so werdet ihr nichts Fremdes und Unbekanntes mehr an dieser Beschäftigung finden. Allein eine genauere Betrachtung verdienen die Felsen, aus deren Innerm, wie uns vorhin Theodor ganz richtig angegeben hat, Rauch emporsteigt. Es sind nämlich Steinbrüche, wo die Steine, welche wir zum Bauen und andern Sachen brauchen, genommen werden. Die Arbeit der Steinbrecher hat viel Aehnlichkeit mit der der Bergleute, nur daß diese unter, jene aber über der Erde beschäftigt sind, theils hinsichtlich der Gefahr, denn sie müssen stets fürchten, von den Felsen zu stürzen oder darunter begraben zu werden, theils hinsichtlich der Schädlichkeit, denn das ewige Staubeinschlucken läßt sie nur selten ein Alter von 40 bis 50 Jahren erreichen. Wenn recht viel gebaut wird und mithin auch recht viel Steine gebraucht werden, können die armen Steinbrecher schon etwas erwerben, doch nur im Sommer, denn im Winter friert der Stein und ist nicht zu gewinnen. Dann arbeitet man unter der Wand, d. h. man sucht einen unge

heuern Block so lange von allen Seiten los zu arbeiten, bis er sich senkt. Um dieß zu wissen, legt man hölzerne Blöcke auch wohl nur Thonpfeifen unter. Findet man diese beschädigt, so ist die äußerste Vorsicht nöthig. Die Straße, an welcher dieser Steinbruch liegt, wird nun gesperrt und Niemand wagt sich mehr hinein, bis die Wand gestürzt ist, welches mit fürchterlichem Krachen geschieht. Das Ablösen einer Wand giebt allemal ein Steinbrecher-, d. h. ein großes Trinkfest. Das Arbeiten unter einer Wand dauert oft mehrere Winter und so mancher Steinbrecher stirbt indeß, ohne die Früchte seines Fleißes zu genießen. Die Arbeiter in den Sandsteinbrüchen der sächsischen Schweiz haben wie die Bergleute daselbst im Erzgebirge auch ihre eigenen Rechte und Gebräuche. Zu den erstern gehört unter andern, daß man weder Werkzeug anrühren, noch Lauf zu rufen darf; denn dieß ist das Zeichen, daß einer ihrer Brüder sich in Gefahr befindet, worauf Alle zu Hülfe eilen. Wer sie also ohne Noth von der Arbeit abhält, muß Strafe zahlen. Das Ablösen der einzelnen Steinmassen geschieht auch oft mittelst des Sprengens, welches darin besteht, daß unter dem Steine, welcher abgelöst werden soll, ein Loch gemacht, dieses mit Pulver angefüllt und endlich durch Anzünden dieses letzteren der Stein gleichsam abgesprengt wird. Daher der Rauch, der sich uns bei den Felsen zeigt. Weiter vorn erblicken wir Steinbrecher mit der Bearbeitung der schon von den Felsen abgelösten Steine beschäftigt, und auf der Landstraße dahin bewegt sich, wie uns Theodor ganz richtig beschrieb, ein mit Stieren bespannter Wagen, auf welchem die bereits bearbeiteten Steine fortgeschafft werden. Es bleibt uns also hinsichtlich dieses Bildes nur noch übrig, uns nach der linken Seite desselben zu wenden, wo wir eine Ziegelbrennerei erblicken. Der vorderste Mann ist mit dem Aufsetzen der bereits gefertigten Ziegel zum Behuf des Trocknens, der andere mit dem Formen der Ziegel selbst beschäftigt; in dem vordern Hause werden sie ebenfalls zum Trocknen aufgesetzt,

und es ist dasselbe an allen Seiten mit Löchern versehen, damit die Luft recht hindurch streichen könne; in dem im Hintergrunde befindlichen Gebäude, aus welchem ein dicker Rauch emporsteigt, werden die Ziegel in besonders dazu eingerichteten, großen Oefen gebrannt. Alle zur Verfertigung der Ziegel bestimmten Gebäude nennt man eine Ziegelscheune, und den, welcher die Aufsicht über diese Beschäftigung führt, einen Ziegelstreicher.

Durch das auf derselben Kupfertafel unter Nro. 22. befindliche Bild werden wir in die Straße einer Stadt versetzt und finden das Leben der Handwerker in voller Thätigkeit. Erkläre uns, lieber Karl, die Beschäftigungen der hier vorkommenden Personen und fange dabei mit dem rechten Vordergrunde an, um bei dem linken wieder aufzuhören.

K. Das Haus ganz vorn ist eine Schmiede; dieß erkenne ich nicht allein an dem Pferde, welches vor der Thüre desselben angebunden ist, und welchem eben von einen Schmidt ein Hufeisen aufgeschlagen wird, sondern auch an den inwendig beschäftigten Leuten, welche das Eisen auf dem Ambose bearbeiten; gleich daneben ist ein Bäcker, denn die beiden Mädchen, welche vor diesem Hause stehen, mögen eben Brod geholt haben; im Hause noch weiter hin, waltet wahrscheinlich ein Brauer oder auch vielleicht ein Gastwirth, wenigstens nach den großen Fässern zu urtheilen, welche eben über die Schwelle seines Hauses gewälzt werden; weiter vorn, ziemlich in der Mitte des Bildes, rollt ein Mann ein großes Faß dahin, es ist ein Böttcher; neben ihm kommt ein Maurer die Straße daher; man erkennt ihn an dem Kalkfaße, welches er auf dem Kopfe trägt und aus welchem Pinsel und andere Geräthschaften, deren sich der Maurer bei seiner Arbeit bedient, herausgucken. Weiter links im Vordergrunde sehe ich einen Schuhmacher, der eben ein Paar fertige Stiefeln fortträgt; er spricht mit den beiden Essenkehrern, von denen der eine wahrscheinlich der Geselle oder Meister, der kleine aber der Lehr-

bursche ist. Und endlich sehe ich ganz auf der rechten Seite dieses Bildes einen Fleischer, welcher einen eben gekauften Ochsen nach dem Schlachthofe treibt.

R. So ziemlich richtig, lieber Karl. Aber Einiges hast du doch noch vergessen; Theodor wird es uns vielleicht zeigen und erklären können.

Th. Neben dem Maurer geht ein Mann mit einem Paquet dahin, welches er unter dem Arme trägt. Es ist ein Schneider, der ein so eben fertig gewordenes Kleidungsstück einem seiner Kunden überbringt; er scheint mit einem Barbier zu sprechen; wenigstens glaube ich diesen dafür an dem kleinen Sacke, welchen er in der Hand trägt, und den die Leute Scheerbeutel nennen, zu erkennen.

R. Du hast aber, so wie dein kleiner Freund Karl, in deiner Erklärung Lücken gelassen, die ich nun schon selbst werde ausfüllen müssen. Beide habt ihr nämlich übersehen, daß sich zwischen dem das Faß dahin rollenden Böttcher und dem Schmidt, welcher dem Pferde ein Hufeisen aufschlägt, eine Frau mit einem Manne befindet und die erstere, indem sie fast wie im Schreck die Hände ausbreitet, dem letzteren etwas zu erzählen scheint. Dieser hört aufmerksam zu, und wenn wir ihn genau betrachten, so bemerken wir, daß er in der einen Hand einen Hammer, in der andern etwas trägt, welches wie lauter kurze Stückchen von Eisen, die zusammen gereiht sind, aussieht. Nun, fällt dir noch nicht bei, lieber Theodor, welchem Gewerbe dieser Mann angehören könnte?

Th. Es ist ein Schlosser. Die kurzen Stückchen von Eisen sind Dietriche und Schlüssel.

R. Ganz recht. Der Frau, welche ihm eben so lebhaft erzählt, ist wahrscheinlich zu Hause ein Unfall begegnet, ein Schlüssel zu irgend einem Schlosse verloren gegangen oder abgebrochen u. dergl. m.; und sie sieht

sich nun genöthigt, um die fragliche Thüre zu öffnen, den Schlosser zur Hülfe herbei zu holen. Sodann habt ihr ferner übersehen, daß drei der auf der linken Seite des gegenwärtigen Bildes befindlichen, hinter einander folgenden Häusern mit Zeichen und Schildern versehen sind, welche die Wohnung oder Werkstatt irgend eines Handwerksmannes anzudeuten pflegen. Das hinterste Haus ist mit einem Hute bezeichnet, und ihr werdet es daher leicht für die Werkstatt oder Wohnung eines Hutmachers erkennen. Wofür erkennest du aber das an der Ecke des vordersten Hauses befestigte Zeichen, liebe Emilie?

E. Für ein Buch.

R. Ganz recht; und welches Handwerksmannes Wohnung oder Werkstatt wird sich da befinden?

E. Eines Buchbinders.

R. Das Zeichen dicht an dem vordersten Fenster ist ein kupferner Kessel und zeigt uns an, daß hier ein Kupferschmidt seine Wohnung, Werkstatt aufgeschlagen, oder daselbst wohl auch nur die von ihm oder seinen Gesellen verfertigten Gefäße zum Verkauf ausgestellt habe. Und so wären wir mit der Erklärung der auf diesem Bilde befindlichen Gegenstände zu Ende. Wiederhole uns noch einmal in aller Kürze und nach der dir schon früher angedeuteten Ordnúng, die Namen aller der Handwerker, welche du hier zum Theil in ihren Beschäftigungen, zum Theil auch nur an gewissen Umständen erkennbar dargestellt findest, lieber Karl.

K. Der Schmidt, der Bäcker, der Brauer, der Schlosser, der Böttcher, der Maurer, der Schneider, der Barbier, der Schuhmacher, der Essenkehrer, der Fleischer, der Hutmacher, der Buchbinder, der Kupferschmidt.

R. So recht. Nun dürft ihr freilich nicht glauben, liebe Kinder, daß hiedurch alle Handwerke, welche es nur giebt, dargestellt seien; es ist dieß vielmehr bei weiten nur der kleinste Theil derselben; ihr selbst werdet gewiß mehrere vermissen. Allein es würde nicht nur eine zu große Menge von Bildern erfordern, um euch alle nur denkbare Beschäftigungen, deren es in dem menschlichen Leben eine so außerordentliche Anzahl giebt, darzustellen, sondern der Raum dieses Büchleins würde auch für die nur ganz nothwendigen Erklärungen, welche denselben beigegeben werden müßten, viel zu beschränkt sein. Ich muß es daher eurem Eifer, euch nützliche Kenntnisse zu sammeln, anheim stellen, die Werkstätten der Künstler und Handwerksleute zu besuchen und auch an Ort und Stelle von der außerordentlichen Geschicklichkeit, der großen Geduld und Ausdauer, mit welcher manche Kunst, manches Handwerk betrieben werden muß, wenn es der menschlichen Gesellschaft zum Nutzen dienen soll, zu überzeugen. So oft es daher meine und eure Arbeiten und Beschäftigungen erlauben, werden wir Ausflüge in solche Werkstätten unternehmen und alle die Kinder, welche einst die gedruckten Erklärungen dieser Bilder in die Hände bekommen, werden wohl daran thun, sich an Ort und Stelle von der so nützlichen Thätigkeit der Gewerbtreibenden zu überzeugen. Sie werden dann mit euch die geringeren Leute schätzen lernen, sie werden einsehen, daß diese eben so nützlich und nöthig zur Befriedigung der Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft sind, als solche, welche ihrer Beschäftigung und ihrem Stande nach sich höher dünken, als diese.

So sprach Herr Reinhard heute zu seinen lieben Zöglingen und deren kleinen Freunden, und ich kann die gegenwärtige Unterhaltung über die VII. Kupfertafel nicht schließen, ohne vorher noch meine kleinen Leser und Leserinnen wohlmeinend aufzufordern, den Rath, welchen Herr Reinhard Theodorn und den übrigen Kindern gab, recht fleißig zu befolgen. Die Thätigkeit und Emsigkeit der so verschiedenen Arbeiter bei ihrem Geschäft

Beschäftigungen der Menschen. Handel. Markt. Seehafen.

wird dann durch ihren Anblick wohlthätig auf euch zurückwirken; sie wird euch kräftig zu eigener Thätigkeit und regem Fleiße aufmuntern und ihr werdet euch überzeugen, daß dieß das erste Erforderniß eines Staatsbürgers ist und daß man ohne diese den andern nur zur Last fällt.

„Alle Gewerbe,“ so begann Herr Reinhard, indem er den Kindern das folgende Bild zur Ansicht vorlegte, am folgenden Tage, „würden nach und nach ins Stocken gerathen und endlich ganz aufhören müssen, wenn die Erzeugnisse derselben keinen Absatz fänden und daher denen, welche die Gewerbe treiben, nicht Gelegenheit gäben, dieselben gegen andere Bedürfnisse des Lebens umzutauschen oder dafür Geld zu empfangen, mit dem man sich sehr leicht Alles, was man zum Leben bedarf, verschaffen kann. Diejenige Einrichtung und Gewohnheit nun, mittels deren die Erzeugnisse des Gewerbfleißes sowohl, als die Producte der Natur gegen einander ausgetauscht oder gegen baares Geld verkauft werden, nennt man Handel und er ist es vorzüglich, welcher die Gewerbe durch lebhaften Versatz ihrer Erzeugnisse so vortheilhaft belohnt; durch ihn treten die Menschen der entferntesten Länder und Gegenden mit einander in Verkehr und tauschen ihre Bedürfnisse mit einander aus. In einzelnen Orten, welche zur Begünstigung dieses Verkehrs gut gelegen sind, hat sich nun vorzüglich der Handel zu einer außerordentlichen Höhe erhoben. Auch in unserm deuschen Vaterlande giebt es mehrere solcher Orte, und die Fürsten haben von jeher Alles aufgeboten, um den Handel an solchen Orten zu begünstigen und dadurch festzuhalten. Sie haben zu diesem Zwecke gewisse Zeiten bestimmt, zu welchen an diesen Orten ein grosser, allgemeiner Verkauf von allerhand Waaren Statt finden solle, und stifteten eine Menge Freiheiten, welche die einen solchen Ort zu dieser Zeit Besuchenden hinsichtlich ihrer Personen genießen sollten. Weil nun eben

diese Zeit meist mit der im katholischen Glauben gottesdienstlichen Handlung der Messe zu beginnen und eben so wie diese eingeläutet zu werden pflegte, nannte man sie ebenfalls eine Messe. Solcher Meßplätze (wie man nämlich die Orte nennt, an welchen Messen gehalten werden) giebt es in Deutschland mehrere. Die berühmtesten davon sind Leipzig, Braunschweig, Frankfurt a. d. O. (an der Oder) und Frankfurt a. M. (am Main). Bei Erwähnung dieser beiden Flüsse fällt mir ein Vers ein, den ich euch neulich mitgetheilt habe, und welcher die sechs vorzüglichsten Ströme Deutschlands enthält. Weißt du mir ihn noch zu nennen, lieber Karl?

K. Donau, Weser, Rhein,
Elbe, Oder, Main.

M. Ganz recht. Doch laßt uns nun unsere Blicke auf das oberste mit 23 bezeichnete Feld der VIII. Kupfertafel werfen und erforschen, was der Künstler uns auf derselben dargestellt hat. Es ist nichts Geringeres, als eine Messe, wie sie der Künstler selbst in seinem Aufenthaltsorte oft zu beobachten Gelegenheit hatte und somit ganz vorzüglich im Stande ist, uns eine getreue Abbildung davon zu geben. Die Erklärung derselben will ich, da sie für eines von euch doch zu schwierig sein würde, selbst übernehmen und dabei die Ordnung von der Linken zur Rechten befolgen. An den Häusern erblicken wir eine Menge Schilder, auf welchen die Namen der Kaufleute, welche hier ihre Waarenlager haben, mit großen Buchstaben prangen. Solche Schilder pflegt man Firmas zu nennen. Auf den kleinen Wagen, deren einer einem beladenen, großen Frachtwagen begegnet, pflegt man die Waaren von Haus zu Haus, von den Verkäufern zu den Käufern zu schaffen. Daneben steht ein kleiner Knabe mit einem Fäßchen, das er an einem Bande um die Schulter hängen hat und bietet allerhand Eßwaaren, besonders aber gesottene Eier zum Verkaufe aus. Er sieht sehnsüchtig an dem großen Manne

in die Höhe, der ihm den Rücken zukehrt; wir erkennen denselben für einen Türken und die, mit welchen er im Gespräche begriffen ist, ebenfalls für Bewohner des fernen Ostens von Europa. Dann sehen wir eine artiggekleidete Dame mit einem kleinen Knaben dahin gehen, wahrscheinlich um in den Buden, welche auf allen Seiten eine Menge Waaren zum Verkauf ausstellen, etwas zu kaufen; ihr folgt in einiger Entfernung ein Diener. Der mit einer hohen Mütze und einem weiten, langen Rocke bekleidete Mann ist ein Bekenner des mosaischen Glaubens, ein Jude und zwar aus dem fernen Polen, wo diese Leute ihre eigenthümliche Tracht beibehalten haben. Er hat eben Tuch eingekauft, welches die ihm auf dem Fuße folgenden Lohnträger nachtragen. Dahinter erblicken wir einen Altenburger Bauer mit seinem Weibe, in die jener Gegend unsers deutschen Vaterlandes ganz eigenthümliche Tracht gekleidet. Im Hintergrunde auf der rechten Seite des Bildes sind mehrere Personen im eifrigen Gespräche begriffen; wahrscheinlich betrifft dieß Handelsgeschäfte, welche sie eben mit einander abschließen oder verabreden. Im Vordergrunde rechts stellt sich uns ein Tisch dar, auf welchem allerhand Früchte zum Verkauf ausgelegt sind; es sind Apfelsinen, Datteln, Feigen, Muskatennüsse u. dergl. m., welche alle aus Italien kommen. Der Verkäufer derselben ist eben mit einer Frau im Handel begriffen, die, ihrer Tracht und dem Korbe nach zu urtheilen, den sie am Arme hängen hat, mit demjenigen, was sie hier zu kaufen gesonnen ist, selbst wieder einen Handel anlegen will. Aus der geöffneten Thür des Hauses tritt ein Tyroler hervor, welcher Teppiche, die in seinem Vaterlande in großer Anzahl verfertigt werden, zum Verkauf ausbietet. Ich habe nicht nöthig, euch diese durch ihr treuherziges Wesen so bekannten und beliebten Menschen näher zu beschreiben. Wir sehen sie auch bei uns oft mit ihrer Waare in den Häusern herumwandern, um sie zum Verkauf auszubieten. Endlich sind wir im Stande, die an diesem Hause befindliche Firma, obschon nur zum Theil

zu lesen und daraus zu erkennen, daß der Kaufmann, der hier sein Waarenlager aufgeschlagen hat, aus Paris ist. Und somit hätten wir die Beschreibung dieses so hübschen und durch die Menge der Gegenstände, die sich uns auf demselben darbieten, so mannigfaltigen Bildes beendet. Ihr werdet im Allgemeinen daraus leicht abnehmen können, lieben Kinder, daß der Zusammenfluß sowohl an Waaren als an Menschen, zur Zeit einer solchen Messe ganz außerordentlich groß ist, so daß es besonders in dem berühmten Meßorte zu Leipzig keinesweges zu den seltenen Anblicken gehört, einen Türken und einen Schweden, einen Russen und einen Franzosen, einen Polen und einen Engländer dicht neben einander auf der Straße gehen zu sehen. Unter den persönlichen Freiheiten, welche von den Fürsten der Länder, in welchen sich Meßorte befinden, gestattet worden sind, ist die sogenannte Wechselfreiheit eine der wichtigsten. Unter einem Wechsel versteht man nämlich ein schriftliches Schuldbekenntniß, in welchem sich Jemand zur Zahlung einer gewissen Summe zu einer bestimmten Zeit verbindlich macht, und dabei den Ausdruck gebraucht nach Wechselrecht. Zahlt er nun zu dieser Zeit das Geld nicht, so hat sein Gläubiger, zu dessen Gunsten er jenes Schuldbekenntniß ausgestellt hat, das Recht, ihn von der Obrigkeit des Ortes verhaften und so lange fest im Gefängnisse halten zu lassen, bis er die Summe bis auf den letzten Batzen bezahlt hat. Die Wechsel nun, nach deren Inhalte eine Zahlung zu der Zeit, wo Messe an einem bestimmten Orte gehalten wird, erfolgen soll, nennt man Meßwechsel und hinsichtlich dieser tritt die sogenannte Meßfreiheit vorzüglich ein. An einigen Tagen nämlich, während der Messe, oft auch in einer ganzen Woche, darf Niemand wegen eines solchen Wechsels ins Gefängniß gebracht werden. Diese Freiheit beginnt mit den Einläuten der Messe und hört mit dem Ausläuten derselben auf. Darauf gründet sich denn folgende komische Erzählung. Ein Kaufmann in Leipzig hatte einen bösen, bösen Schuldner, von welchem er,

aller gütlichen Versuche ungeachtet, keine Zahlungen erhalten konnte, weil dieser es sich vorgenommen hatte, seine Gläubiger darum zu betrügen. Deßhalb, und weil es eine Wechselschuld war, kam der arge Mann nur in der sogenannten Meßwoche nach Leipzig, wo es verboten war, irgend Jemanden wegen Wechselschulden verhaften zu lassen, bis die Messe durch das Glöckchen auf dem Rathhausthurme wieder ausgeläutet worden war. Dabei verfehlte er dann nicht, sich auch vor seinem Wechselgläubiger zu zeigen und desselben zu spotten, weil ihm dieser wegen der statt findenden Meßfreiheit nichts anhaben konnte. Dieß ärgerte den Kaufmann nicht wenig und er sann auf Mittel, wie er wohl dem betrügerischen Schuldner, von dem er recht wohl wußte, daß er zahlen konnte, beikommen möchte. Einer seiner Markthelfer erbot sich endlich gegen eine gewisse Belohnung, es dahin zu bringen, daß man den Schuldner durch die Obrigkeit in der Stadt verhaften lassen konnte. Dieß war kein leichtes Unternehmen, da sich jener allemal noch vor dem Ausläuten der Messe wieder aus der Stadt entfernte, und innerhalb dieser Zeit gegen ihn nichts vorzunehmen war. Allein der Markthelfer war ein kluger und listiger Mann, der schon dies Mittel kannte, durch welches ihm allein es möglich war, das Versprechen, welches er in dieser Hinsicht seinem Herrn gegeben hatte, zu erfüllen. Hört also, wie er es anfing. Noch fehlte mehr als eine halbe Stunde an der Zeit, zu welcher die Messe ausgeläutet zu werden pflegte, als er dem Thore zueilte, durch welches der böse Schuldner den Weg nach der Heimath zu nehmen hatte. Hier setzte er sich auf eine Bank und harrte nun des Augenblickes, wo jener aus der Stadt heraus kommen würde. Wenige Minuten vor dem Augenblicke in welchem das Ausläuten der Messe begann, sah er ihn die Straße daher eilen, um noch vor dem verhängnißvollen Klange jenes Glöckchens das Thor zu erreichen und so es seinem Gläubiger abermals unmöglich zu machen, sich seiner zu bemächtigen. Der Markthelfer stand nun, sobald er ihn

ansichtig wurde, auf; näherte sich ihm und trat ihm auf den Fuß. Eine Ohrfeige, welche er dafür erhielt, belohnte er mit einer andern, und bald waren die beiden Männer im vollen Kampfe mit einander begriffen. Der Schuldner hörte in der Hitze desselben nicht, wie die Uhren von den Thürmen die zwölfte Stunde verkündeten und daß das Glöcklein schon lange zu läuten begonnen hatte. Die Menge von Neugierigen, welche sich bald um die Kämpfer herum versammelten, machte endlich die nicht weit davon befindliche Wache aufmerksam, zwei Polizeidiener wurden nach dem Kampfplatze abgeschickt, welche sich denn auch sogleich der beiden Kämpfer bemächtigten und sie in das Stadt=Gefängniß brachten. Bald wurde nun die Sache ausgemittelt; der Schuldner, weil er erst gereizt worden war, unter Auflegung einer geringen Geldstrafe wieder auf freien Fuß gestellt, der Markthelfer dagegen mußte Abbitte thun und mehrere Wochen lang im Gefängnisse zubringen. Noch ehe aber der Schuldner das Rathhaus verlassen hatte, ward er auf Veranlassung seines Gläubigers von Neuem verhaftet und nicht eher wieder auf freien Fuß gestellt, bis er die ganze schuldige Summe bezahlte, von welcher der Markthelfer von seinem dankbaren Herrn zur Entschädigung für die seinetwegen erlittene Gefängnißstrafe, außer der verabredeten Belohnung, noch einen namhaften Theil erhielt.

Von den Messen unterscheiden sich die Jahrmärkte, welche nicht nur in allen Städten, sondern auch in gewissen Dörfern, die man Flecken nennt, gehalten werden, namentlich durch die weit geringere Menge von Waaren, welche zum Verkauf dahin gebracht werden und durch die ebenfalls weit geringere Anzahl von Leuten, welche dahin kommen, um sich ihre Bedürfnisse einzukaufen. Die Messe ist meist für das ganze Land, wohl gar für die umliegende Gegend bestimmt. Man findet daher auf einem der letzteren fast nie Ausländer, welche die Messen doch so häufig besuchen.

Nach dieser, wie ich glaube, hinreichenden Erklärung des oberen Feldes der gegenwärtigen Kupfertafel gehn wir zur Erörterung der darunter befindlichen, mit 24 bezeichneten über. Was meinst du wohl, lieber Theodor, was sich uns auf derselben darstellt?

Th. Rechts der Ort, wo sich die vielen Schiffe befinden, wird ein Hafen genannt, und die vielen Leute, welche auf dem freien Platze sich befinden, sind damit beschäftigt, die mit den Schiffen angekommenen Waaren weg zu schaffen oder andere aus der Stadt auf dieselben zu bringen. Rechts im Vordergrunde haben sich mehrere Leute um einige Kisten versammelt, weil ein auf einer derselben befindlicher Affe possierliche Gebehrden macht. Wahrscheinlich ist dieser Affe ebenfalls vor kurzer Zeit mit seinem Führer, der neben dem Kasten sitzt und sein Pfeifchen raucht, zu Schiffe angekommen.

R. Bis auf die Lücken, welche sich in dieser Erklärung des gegenwärtigen Bildes finden, ist sie ganz richtig. Aber du hast vergessen, des großen und schönen Gebäudes, der neben demselben befindlichen Hallen und des im Hintergrunde befindlichen, mit einer Fahne gezierten Thurmes zu erwähnen. Das erstere ist eine Börse, in welcher sich zu bestimmten Stunden des Tages die großen Kaufleute einer bedeutenden Handelsstadt zu versammeln pflegen, um daselbst wichtige kaufmännische Geschäfte mit einander abzuschließen. In diesen Versammlungen wird denn nun auch der Werth der Goldmünzen, der Staatsschuldpapiere bestimmt; dieß nennt man Cours und das darüber ausgefertigte schriftliche Verzeichniß den Cours-Zettel, welcher sich nicht selten die Woche mehrere Male, ja sogar bisweilen in einen Tag ändert. Die Hallen sind dagegen zur Aufschlichtung der Waaren bestimmt, welche eben auf den Schiffen angekommen sind. Der Thurm endlich ist ein sogenannter Hafenthurm, welcher meist nur zur Verschönerung der Umgebungen des Ortes angelegt ist, an welchem sich die

Schiffe befinden. Seine Spitze pflegt man mit einer Fahne zu schmücken, welche die Farben des Volkes und Landes enthält, in welchem die Hafenstadt sich befindet. Was versteht man wohl eigentlich unter einem Hafen, lieber Karl?

K. Ein Hafen ist derjenige Platz am Ufer des Meeres, wo Schiffe ruhig liegen bleiben können, ohne daß sie in Gefahr sind, von dem Sturme zertrümmert zu werden.

M. So ziemlich richtig. Die Erfordernisse eines guten Hafens sind, daß das Meer nicht zu seicht sei, damit nicht große Schiffe, wie die Linien- und Kauffahrteischiffe dadurch verhindert werden, in denselben einzulaufen; denn diese Fahrzeuge gehen außerordentlich tief im Wasser. Nicht selten ist es der Fall, daß ein solcher Hafen versandet, indem eine solche Menge Sand sich in demselben anhäuft, daß das Wasser zuletzt nicht mehr die für die Schiffe erforderliche Tiefe hat. Für eine Stadt, welche an einem Hafen liegt und in welcher eben deßhalb meist ein lebhafter Handel und großer Verkehr getrieben wird, kann dieß nichts anders als ein höchst nachtheiliges Ereigniß seyn, da, so bald keine Schiffe mehr in den Hafen einlaufen können, auch der Handel, der eben nur durch die Schiffahrt veranlaßt wurde, aufhören muß und die Einwohner, welche sich bisher davon reichlich genährt haben, bald zu verarmen pflegen. Man ist daher gewöhnlich bei Zeiten darauf bedacht, einem solchen Uebel vorzubeugen, welches durch Ausgraben des Sandes und durch Anlegung von Dämmen, welche das Wasser mehr auf einen Punkt zusammendrängen und daher eine größere Tiefe desselben bewirken, zu geschehen pflegt. Ein ferneres Erforderniß eines guten Hafens ist, daß er so viel als möglich vor Stürmen, welche unter den Schiffen oft so großes Unheil anrichten, geschützt ist. Am besten dient also dazu eine Gegend, welche so geschaffen ist, daß sich zwei Reihen von Anhöhen gleichsam um den Hafen herum lagern

und so den Wind von beiden Seiten und von vorn zugleich von den im Hafen liegenden Schiffen zurückhalten. Denn auf diese Weise können die Schiffer ganz ruhig seyn, weil nur der Wind, welcher von der Seeseite herkommt, sie treffen, ihnen aber nichts schaden kann, da er sie nur nach dem Lande zutreibt, während ein heftiger Sturm von der Landseite die Schiffe, welche in einem nicht so gut verwahrten Hafen liegen, nicht selten losreißt, sie in die hohe See hinaus führt, wo sie nicht selten ihren Untergang finden. Der Häfen sind zweierlei; sie sind entweder von der Natur gebildete oder künstliche. Die ersteren sucht man durch alle nur mögliche Mittel zu verbessern. Die breite, gerade Straße an einem Hafen hin, pflegt man ein Quais zu nennen und hier bietet sich demjenigen, welcher das Treiben um sich her mit aufmerksamen Blicken betrachtet, ein äußerst lehrreiches und anziehendes Schauspiel dar. Menschen von allen Nationen drängen sich untereinander herum; Fremde kommen und gehen. Besonders rührend aber ist es, solche ankommen zu sehen, welche nach einer langen und gefahrvollen Seereise den Hafen endlich glücklich erreicht oder die, welche nach einer langen Abwesenheit in ihr geliebtes Vaterland zurückgekehrt sind. Diese küssen dann nicht selten den rettenden Boden, die Erde der geliebten Heimath und weinen Thränen des Dankes und der Freude gen Himmel. Dagegen ist es ein trauriger Anblick solche zu sehen, welche eben abzureisen im Begriffe sind und von ihren Freunden, Eltern oder Geschwistern zum Hafen geleitet werden. Wehmüthig und schmerzvoll ist dann der Abschied, welchen sie von einander nehmen, denn groß sind die Gefahren der Seereise, weit, ach oft unendlich weit die Entfernung und ungewiß das Wiedersehen!

Wie bei den meisten menschlichen Einrichtungen, so herrschen auch in einem Hafen besondere Gebräuche und Gewohnheiten. Zu ihnen gehört namentlich, daß jedes ankommende und abgehende Schiff den Hafen und

die Stadt mit einigen Kanonenschüßen begrüßt, welche Höflichkeit dann von den Kanonen, die zum Schutze des Hafens gegen Seeräuber oder Feinde in besonders dazu errichteten kleinen Festungen, die man Forts oder Castelle nennt, aufgestellt sind, erwiedert zu werden pflegt. Zum Schlusse dieser Unterhaltung will ich euch noch eine schöne Beschreibung eines Schiffes vorlesen, welche den berühmten deutschen Schriftsteller George Forster zum Verfasser hat und in dessen Ansichten (einem von ihm selbst so genannten Buche) zu finden ist.

Herr Reinhard nahm nun ein den Kindern bisher unbemerkt gebliebenes Buch zur Hand und las ihnen daraus Folgendes vor:

„Wir standen auf dem Werft der Admiralität (in Amsterdam); uns zur Seite das prächtige Arsenal, ein Viereck von mehr als zweihundert Fuß, auf achtzehntausend Pfählen ruhend und ganz mit Wasser umflossen. Schon waren wir durch seine drei Stockwerke gestiegen und hatten die aufgespeicherten Vorräthe für ganze Flotten gesehen. In bewundernswürdiger Ordnung lagen hier sammt den Zeichen jedes besonderen Kriegsschiffs in vielen Kammern die Ankertaue und kleinern Seile, die Schiffsblöcke und Segel, das grobe Geschütz mit seinen Munitionen, die Flinten, Pistolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompasse, Flaggen; mit einem Worte Alles, bis auf die geringsten Bedürfnisse der Ausrüstung. Vor uns breitete sich die unermeßliche Wasserfläche des Hafens aus und in dämmernder Ferne blinkte der Sand des flachen, jenseitigen Ufers. Weit hinabwärts zur Linken erhob sich der Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer; die Sonnenstrahlen spielten auf ihrem glänzenden Firniß. Am Ufer nah und fern auf der Rhede lagen die größeren und kleineren Schiffe der holländischen Seemacht, welche sich uns wie gewaltige schwimmende Schlösser darstellten. Wir bestiegen darauf den Moritz von 74 Kanonen, ein neues Schiff, daß schon im Wasser lag und staunend durchsuchten wir alle Räume,

wandelten umher auf den Verdecken und betrachteten den Wunderbau dieser ungeheuren Maschine. Um uns her feierten die Tausende von ihrer Arbeit; in mehrern großen und kleinen Gruppen stand die zehntausendköpfige Menge von Zuschauern; ein buntes Gewühl von See- und Landsoldaten in ihren Uniformen, von Zimmerleuten in ihrer schmutzigen Schiffertracht, von müßigen, umhertobenden Knaben, von ehrsamen Amsterdamer Bürgern und Frauen, von Fremden endlich, die aus allen Ländern hier zusammentreffen.

Endlich naht der entscheidende Augenblick heran. Man stellt uns vorn an den Kiel der neuen Fregatte, so nah daran, daß der getheerte Bauch über unsern Köpfen schwebt. Völlig sicher stehen wir da und bewundern diese Kunst der Menschen, welche jeden Gedanken von Gefahr entfernt. Könnte das Schiff umwerfen, statt abzulaufen, so lägen hier Hunderte von uns zerschellt. Jetzt werden die Blöcke weggeschlagen, worauf es noch ruht; jetzt treibt man hinten einen Keil unter, um es dort noch höher zu heben; man kappt das Tau, woran es noch befestigt war — und nun, als fühlte der ungeheure Körper ein eignes Leben, nun fängt er anerst langsam und unmerklich, bald aber schneller sich zu bewegen; schon krachen unter ihm die kleinen, untergelegten Bretter, und sieh! jetzt gleitet er mit immer zunehmender Geschwindigkeit ins Meer! Tief taucht sich der Schnabel ein, bis das Wasser die ganze Masse trägt; eben so tief versinkt jetzt wieder das Hintertheil; die Fluthen laufen hoch am Ufer hinauf und die umliegenden Schiffe schwanken hin und her. Es jauchzt und frohlockt die Menge der Wagehälse, die auf dem neuen Schiffe über unsern Köpfen hinwegfahren, sie schwenken ihre Hüte und ein lauteres Jubelgeschrei vom Lande übertönt ihre Stimmen. So hebt sich himmelan das Herz vor stolzer Freude über das Wollen und Vollbringen des menschlichen Geistes!“ —

Am folgenden Tage fanden sich unsre kleinen Freunde etwas später, als gewöhnlich ein, weil sie für den nächsten Tag viele Schularbeiten, die sie nie vernachläßigten, zu machen hatten. Herr Reinhard wartete ihrer schon, und sie fanden auf dem Tische das Bild, welches ihr, meine jungen Leser und Leserinnen auf der IXten Kupfertafel erblicket. Es gefiel ihnen ganz außerordentlich, und Theodor wurde nun von seinem Lehrer aufgefordert, die einzelnen Gegenstände, welche sich auf demselben darstellen, den Uebrigen zu erklären. Er begann also folgendermaßen:

Th. Dicht unter der Anhöhe, auf welcher sich ein Vater mit seinem Sohne, die ein Hündchen begleitet, befinden, liegt in dem schönen und fruchtbaren Thale ein Dorf. Weiter linkshin zeigt sich ein einzelnes Gehöfte, Vorwerk genannt. Dann kommen wir auf die Kunststraße oder Chaussee, welche durch das ganze lange Thal sich hinzieht.

R. Vergiß dabei nicht das Häuschen, in welchem ein Mann wohnt, der das Amt über sich hat, die für das Befahren des Weges zu erlegenden Gelder einzunehmen; es ist ein sogenanntes Chausseehaus. Fahre fort.

Th. Links von den Bergen her strömt ein kleiner Fluß, über welchen ungefähr in der Mitte des Thales eine Brücke führt; in gleicher Linie mit derselben rechts, zeigt sich eine Windmühle und noch weiter rechts am Ufer des großen und breiten Stromes eine Wassermühle. Kähne und Flöße bedecken den Spiegel des großen Stromes, an dessen Ufern sich freundliche Weinberge erheben. Immer größer und breiter wird der Strom, bis er endlich das offene Meer erreicht. In dieses hinein ragt ein steiler Felsen, auf welchem ein hoher Leuchthurm steht, der die in der Ferne segelnden Seeschiffe warnen soll vor den Klippen am

Höhen - Ansicht.

26.

27.

28.

29.

Elemente. Erdbeben, Gewitter, Ueberschwemmung, Feuersbrunst.

Ufer und den Untiefen im Meere. Rechts erhebt sich auf einer Insel ein Castell. Dagegen sehen wir links sich die Häuser und Thürme einer Stadt erheben und dahinter thronet die Hauptstadt mit ihren unzähligen Palästen und glänzenden Kuppeln. Den Hintergrund schließen ferne, hohe Gebirge.

R. Ganz brav, mein lieber Theodor. Es bleibt mir zu einer besseren Erklärung noch etwas hinzuzusetzen gar nicht übrig und wir können daher, da es noch hoch am Tage ist, die Erklärung der nächst folgenden Xten Kupfertafel vornehmen, welche uns in ihren vier einzelnen Felsen und im Gegensatze zu dieser heitern und lieblichen Ansicht, einen fast schreckhaften Anblick gewährt, indem sie die Elemente im Aufruhr uns darstellt. Nehmen wir nun zuvörderst das mit 26) bezeichnete, kleine Feld in näheren Augenschein, so dünkt es uns, als ob die Felsen, die wir da erblicken, übereinander stürzen wollten, und als ob aus dem Inneren der Erde Rauch und Feuer emporqualmte. Die Menschen stellen sich uns mit allen Zeichen der höchsten Angst und Bestürzung dar. Welche Naturerscheinung mag dieß wohl seyn, liebe Emilie?

E. Ein Erdbeben.

R. Sehr richtig. Ueber die Entstehung eines solchen will ich euch Folgendes mittheilen, welches freilich, da wir das Innere unserer Erde noch sehr wenig kennen, zum Theil nur vermuthet werden kann. Daß sich in den innersten Tiefen unserer Erde eben so gut die andern Elemente, Feuer, Luft und Wasser, als auf der Oberfläche und dem Dunstkreise desselben vorfinden, darüber ist kein Zweifel vorhanden. Wenn nun unterirdische Feuer die in der Tiefe verschlossene Luft erhitzen, und die unterirdischen Gewässer in glühende Dämpfe verwandeln, so durchzucken diese donnernd und tosend die Erde, bis sie, immer enger zusammengedrängt und immer glühender erhitzt, sich endlich gewaltsam einen Ausweg bahnen; denn unermeßlich ist die Gewalt, mit welcher

Luft und Wasser, eingeschlossen und erhitzt, jedes sie beengende Hinderniß niederstürzen, um sich frei zu machen. Eine unterirrdische Gewalt scheint dann plötzlich ihrer Fesseln entbunden und erschüttert die Oberfläche der Erde; mehr oder minder heftige Stöße folgen langsamer oder schneller auf einander, der Boden wankt und gestaltet sich um. Berge versinken, Felsen zersplittern, Strecken Landes werden von brausenden Fluthen überschwemmt und wieder aus den Meeresfluthen erhebet sich Land; Inseln entstehen und versinken, reißende Ströme versiegen oder nehmen plötzlich einen andern Lauf, und das Meer selbst scheint in seinen unermeßlichen Tiefen aufgewühlt. Das sind die Wirkungen, welche diese Naturerscheinung hervorbringt, wenn sie den höchsten Grad ihrer Fruchtbarkeit erreicht. Volkreiche Städte sind in Trümmern gestürzt, und von den herrlichsten, fruchtbarsten Fluren ist oft keine Spur mehr vorhanden. Entsetzlich und außerordentlich, wie diese furchtbare Erscheinung selbst, sind auch die Vorzeichen, welche sie anzukündigen pflegen. Die plötzlichen Veränderungen in der Luft betäuben die Menschen und ängstigen die Thiere, welche durch ein banges Heulen die Gefahr anzudeuten scheinen. Die zahmen Hausthiere reißen sich los aus den Ställen und rennen mit wilder Angst heulend umher. Der Himmel verdunkelt sich und wird von einer feurigen Röthe überzogen; kurz es ist nicht anders, als ob die ganze Erde untergehen und der jüngste Tag anbrechen sollte. Die Geschichte nennt uns mehrere solcher Erdbeben, deren Wirkungen ganz außerordentlich waren. Eines der fürchterlichsten war in der alten Zeit dasjenige in Italien, wodurch die drei schönen Städte, Herculanum, Pompeji und Stabiä verschüttet wurden. Erst vor kurzer Zeit hat man angefangen, nach ihnen durch Ausgraben der Erde zu suchen, und hinsichtlich Pompejis sind diese Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Man hat nämlich daselbst Mauern, sogar ganze Häuser und andere Gegenstände gefunden, welche aus der Vorzeit der Römer herrühren

und in den fast erfüllten 18 Jahrhunderten, seit denen jenes Ereigniß sich begab, noch völlig unverletzt und unbeschädigt sich erhalten haben. Die große Stadt Lima in Südamerika ward im Jahre 1746 gänzlich durch Erderschütterung zerstört. Das fürchterlichste Erdbeben jedoch, durch welches in der neueren Zeit unser Erdtheil, Europa, heimgesucht worden ist, war das, welches im Jahre 1755 den größten Theil der Hauptstadt Portugals, Lissabons, zerstörte. Die prächtigsten Kirchen und Klöster, die herrlichsten Palläste stürzten da in Trümmer und begruben darunter mehr als zwanzigtausend Menschen. Viele Schiffe, welche im Hafen lagen, wurden zertrümmert oder mit unerhörter Gewalt auf das trockene Land geworfen, und eine große Strecke Landes von dem bis in seine innersten Tiefen durchwühlten Meere überfluthet. Fast in allen Gegenden der Erde spürte man diese entsetzliche Erderschütterung. Ein englischer Schiffscapitain, der sich mit seinem Schiffe mehrere Meilen weit vom Lissabon befand, fiel mit seiner ganzen Mannschaft, wie vom Schlage getroffen, zu Boden, so daß alle glaubten, das Schiff wäre auf eine Sandbank oder auf eine Klippe gerathen. Die Erfahrung lehrt, daß hauptsächlich Erdbeben sich in gebirgigen Ländern zeigen, besonders da, wo sich feuerspeiende Berge befinden. Wir dürfen also in unserm deutschen Vaterlande kein so schreckliches Ereigniß befürchten, denn die schwachen Erdstöße, welche sich auch bisweilen in unsern Gegenden gezeigt haben, rühren wohl mehr von den Erderschütterungen, welche sich zu gleicher Zeit in andern Ländern ereignen, her.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten mit 27) bezeichneten Felde der gegenwärtigen Kupfertafel, so zeigt sich uns daselbst eine Naturerscheinung, welche auch in unserm Vaterlande oft gesehen wird. Welche Naturerscheinung ist dieß, liebe Emilie?

E. Ein Gewitter.

R. Nenne mir die Kennzeichen desselben.

E. Der Blitz, welcher eben in den Baum zu schlagen scheint.

R. Ganz recht. Allein woher entsteht ein Gewitter, lieber Theodor?

Th. Durch die vielen electrischen Dünste, welche sich in der Luft gesammelt haben.

R. Was nennst du electrisch?

Th. Das habe ich Sie wohl einmal erklären hören, aber weil ich es damals noch nicht völlig verstand, habe ich es fast ganz wieder vergessen.

R. Du hättest mich wohl fragen können, wenn dir es nicht deutlich genug war. Thue das in Zukunft, es wird dir von Niemanden zum Vorwurf angerechnet werden, am wenigsten aber von deinen Lehrern, denn diesen kann der Eifer eines Schülers, sich recht genau zu unterrichten, nur recht angenehm und erfreulich sein. Nun seht, lieben Kinder, electrisch oder Electricität ist diejenige Eigenschaft gewisser Körper, vermöge deren sie, wenn man sie stark reibt und erhitzt, andere Körper, welche leichter sind, als sie, und sich ihnen nähern, an sich ziehen und wieder von sich stoßen, oder bei Berührung mit andern knisternde Funken von sich geben. Wenn man ein Stück Bernstein, eine trockne und gläserne Röhre, ein Stück Siegellack u. s. w. auf der Hand oder auf einen wollenen Lappen stark reibt, so ziehen sie leichte Körper, z. B. Papierstückchen, Goldplättchen, Strohhalme u. s. w. an und stoßen sie dann wieder zurück. Wir können damit gleich einen Versuch machen. Bei diesen Worten ging Herr Reinhard nach seinem Pulte, holte daraus ein Stück Siegellack; dann ließ er die Kinder recht kleine Stückchen Papier schneiden, rieb das Siegellack einige Augenblicke lang stark auf dem Aermel seines Rockes und hielt es endlich in die Nähe der auf dem Tische befindlichen Papierstückchen, welche dann zur-

großen Verwunderung und Freude unserer kleinen, jungen Freunde gleichsam zu tanzen anfingen, sich an das Siegellack hingen und dann schnell, als wären sie weggeblasen worden, wieder davon wegflogen; das erstere hatte viele Aehnlichkeit mit dem, was ihr, meine kleinen Leser und Leserinnen, wahrscheinlich schon gesehen habt, wenn nämlich ein mit Magnet bestrichener Stahl Nadeln oder andere leichte, stählerne Gegenstände an sich zieht. Nachdem sich Theodor, Karl, Amalie und Emilie an diesem kleinen, fast wunderbar zu nennenden Schauspiele eine Zeitlang ergötzt hatten, nahm Herr Reinhard wiederum das Wort und sprach: „Ist nun die Glasröhre, oder ein anderer solcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn stärker und bringt ihn dem Gesichte nahe, so erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn diese mit Spinnenweben leicht berührt würde, die Haare sträuben sich empor, indem sie nämlich von jenem Körper zuerst angezogen und dann wieder zurückgestoßen werden. Läßt man, indem man diese so merkwürdige Naturkraft immer näher untersucht, eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas mittels einer besondern Vorrichtung nach Art eines Rades oder einer Welle sich schnell herumdrehen, und zwar so, daß sich die äußere Fläche dieser Glasscheibe an irgend einem der vorngenannten Gegenstände heftig reibt, so empfindet man nicht nur einen ganz besondern Geruch, sondern es strömt auch ein sichtbarer, stechender, knisternder Feuerfunken von bläulicher Farbe daraus hervor, sobald man einen Knöchel der Finger oder die Fingerspitze selbst daran hält. Dieß ist nun die sogenannte electrische Materie, die sich durch das Nähern in Berührung zweier bestimmten Körper zeigt, und die Eigenschaft dieser Körper ist es eben, welche die Electricität genannt wird. Ein Körper hat diese Eigenschaft mehr, als das andere; vorzüglich aber ist es das Glas, welches dieselbe in einem außerordentlichen Grade besitzt. Auch gewissen Thieren ist sie in einem hohen Grade eigen; kannst du mir vielleicht ein solches nennen, lieber Karl?

K. Die Katze.

R. Ganz recht; aber beweise und erkläre uns, wie sich bei diesen Thieren die Eigenschaft der Electricität so auffallend zeigt.

K. Wenn man im Finstern den Rücken einer Katze von Schwanze nach dem Kopfe streicht, so kommen Funken heraus.

R. Diese lassen ein schwaches Knistern von sich hören, und man fühlt dabei ein Stechen oder Prickeln in den Fingern. Eine gleiche Bewandniß, wie hinsichtlich des Verhältnißes der Körper auf der Erde hat es nun auch mit dem Verhältnisse der Dünste zu einander, welche sich in der Luft befinden. Durch große Sonnenhitze, besonders aber im Frühlinge, wo die Dünste der Luft sich durch die aus der Erde aufsteigenden außerordentlich stark vermehren, wird nun die Eigenschaft der Eletricität vorzüglich entwickelt. Die damit angefüllten Dünste, welche sich in dicke und finstere Wolken gestalten, ziehen andere Wolken, die nicht electrisch sind, an und die electrische Materie strömt in hellem Feuer, das wir Blitz nennen, in diese hinüber. Indem sich nun während dieser Näherung und Berührung die Wolken an einander reiben, entsteht ein Krachen, welches je heftiger die Berührung war, desto stärker sich hören läßt. Wir nennen es Donner, die ganze Naturerscheinung, welche gewöhnlich von einem heftigen Regen begleitet wird, ein Gewitter. Daß wir gewöhnlich den Blitz weit eher sehen, als den Donner vernehmen, davon wirst du, lieber Theodor, uns die Ursache gründlich und bestimmt mittheilen können.

Th. Das Licht verbreitet sich weit schneller, als der Schall; wenn jemand in einer größeren Entfernung von uns ein Schießgewehr abfeuert, so sehen wir zuerst den Blitz, der aus dem Gewehre fährt, aber

erst einige Augenblicke darauf vernehmen wir den Knall. Je geringer diese Entfernung ist, desto schneller folgen Blitz und Donner auf einander. So ist es beim Gewitter. Ist dasselbe noch weit entfernt, so hört man den Donner erst einige Augenblicke später, nachdem man den Blitz wahrgenommen hat, ist es aber ganz nah, so folgen Blitz und Donner zugleich.

R. Recht brav; man hat hierbei die Bemerkung gemacht, daß wenn man nach dem Leuchten des Blitzes zwanzig Pulsschläge zählen kann, ehe sich der Donner vernehmen läßt, das Gewitter noch eine Meile, bei zehn Pulsschlägen nur noch eine Stunde entfernt sei. Doch laßt uns bei den Wirkungen der electrischen Materie, welche sich ganz besonders bei einem Gewitter in großartiger Gestalt zeigen, auf die Betrachtung derselben im Allgemeinen zurückgehen. Entladet sich die electrische Materie in großer Menge auf einen einzigen Gegenstand, so wird derselbe nicht selten durch das in der electerischen Materie befindliche Feuer entweder verzehrt, oder durch die außerordentliche Kraft derselben vernichtet. Trifft der Blitz, welcher doch ebenfalls, wie ihr nun vollkommen einsehen werdet, nur eine Entladung der in der Luft befindlichen electrischen Materie ist, irgend einen Gegenstand, so verbrennt derselbe entweder oder er wird zersplittert. Die Erfahrungen in dieser Art sind gar nicht selten, und wir hören in den Tagen des Frühlings, wo die Gewitter am häufigsten herumziehen, oft die Nachricht, daß in jenem Dorfe der Blitz eingeschlagen und mehrere Häuser davon in Brand gerathen seien oder in dem andern Menschen oder Thiere von demselben erschlagen worden seien. Der Schaden, welcher durch diese Erscheinung nicht selten angerichtet wird, kommt jedoch dem Nutzen, der daraus entspringt, keineswegs gleich. Denn fürs erste reinigt der Blitz die Luft von den schädlichen und ungesunden Dünsten, die sie besonders in den Tagen des Frühlings erfüllen, und erfrischt sie; und dann erschüttert der mit ihm verbundene Donner die

Erde und vermehrt dadurch ihre Fruchtbarkeit außerordentlich. Auch der Regen, welcher gewöhnlich ein solches Gewitter mit großer Heftigkeit begleitet, trägt nicht wenig dazu bei, diese Fruchtbarkeit zu erhöhen, da er mit der electrischen Materie, welche so erfrischend und erquickend für das ganze Pflanzenreich ist, angefüllt zu sein pflegt. Den etwaigen schädlichen Folgen muß man durch vorsichtige Maaßregeln zu begegnen suchen; besonders aber scheue man die Zugluft und hüte sich, sich zu erhitzen. Am gefährlichsten ist der Aufenthalt unter hohen Bäumen, denn da sind schon viele Menschen getödet worden, indem der Blitz sich meist nach den hohen Wipfeln derselben zieht. Das gegenwärtige Bild macht uns die Gefahr, der man sich, indem man bei einem Gewitter unter einem Baume Schutz sucht, aussetzt, recht anschaulich, indem wir daselbst einen Wanderer erblicken, welcher entsetzt davon flüchtet, weil der Blitz eben in den Baum geschlagen hat. Weit besser ist es, wenn man von einem Gewitter überrascht wird, auf freiem Felde zu bleiben und des unschädlichen Regens nicht zu achten. Ganz besonders aber muß man darauf bedacht sein, altes Eisen- und Metallwerk von sich zu legen, da der Blitz durch solche Gegenstände außerordentlich leicht angezogen wird. Daher sind viele Leute, welche Sensen und Siegel trugen, vom Blitze getödet worden und das Eisen zerschmolzen. Ehemals hielt man das Läuten mit den Glocken für ein Schutzmittel gegen den Blitz; aber in den meisten Ländern ist dieß jetzt untersagt, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß der Blitz gerade während des Läutens in die Thürme schlug. Auch ist es nicht rathsam, Feuer in der Küche während des Gewitters zu unterhalten, indem der Blitz auch leicht von dem Rauche angezogen wird. Hohe Gebäude, welche dem Gewitter und dem Blitze näher sind, sucht man durch Blitzableiter zu schützen, die man auch Wetterableiter nennt. Es bestehet ein solcher aus einer eisernen Stange, deren oberer Theil mit einer Spitze von Kupfer versehen ist, die man, damit sie nicht rostet, im Feuer vergol-

det hat. Diese Stange wird auf der höchsten Stelle eines Hauses so befestigt, daß sie wenigstens gegen drei Ellen über dasselbe hervorragt; an diese Stange befestigt man nun einen aneinander genieteten Kupferstreif, welcher bis zur Erde herab und einen Fuß in dieselbe hineingehen muß. Auf diese Weise wird von der kupfernen Spitze die electrische Materie, die sich in der Nähe in der Luft befindet, aufgefangen und ohne Schlag bis in die Erde oder in das Wasser geführt, denn denjenigen Körpern, welche den Blitz am meisten an sich ziehen und daher leitende genannt werden, folgt der Blitz willig und ohne Geräusch; dazwischen liegende, nichtleitende durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Indem nun alle Blitze das Wasser oder die Erde zum Ziele haben, so war man bei der Errichtung der Gewitterableiter darauf bedacht, ihnen bis dahin einen ganz leichten und geräuschlosen Weg zu verschaffen, welches nicht besser geschehen konnte als durch einen leitenden Körper, wie es das Kupfer in einem außerordentlich hohen Grade ist. Der Erfinder dieser außerordentlich nützlichen und wohlthätigen Einrichtung ist der berühmte Doctor Franklin in Nordamerika, welcher vor etwa 40 Jahren in der allgemeinsten Achtung sein ruhmvolles Leben endete. Durch die Gewitterableiter werden nicht allein die Gebäude, auf denen sie sich befinden, selbst, sondern eine Anzahl von Häusern oder hohen Bäumen, die sich um dieselben herum befinden, geschützt, indem die electrische Materie sich weit nach denselben zieht. Bei starken, auch schweren Gewittern, wenn die Blitze sehr heftig sind und schnell auf einander folgen, sieht man besonders in der Nacht zuweilen fortwährend blaue Flammen auf den Gewitterableitern schweben. Es findet dann eine unaufhörliche Entladung der electrischen Materie auf den Gewitterableiter Statt.

Ein Gewitter ist übrigens eine der schönsten, obwohl gewaltigsten Naturerscheinungen, und wer vermöchte wohl das Zucken und Springen des Blitzes zu sehen, das Krachen des Donners zu hören, ohne mit Ehrfurcht

sich des Schöpfers dieses Ereignisses zu erinnern? Mit Recht verdienen daher diejenigen unsern Tadel, ja unsere Verachtung, welche diese herrliche und doch gewaltige Naturerscheinung zum Gegenstande ihres Witzes und ihrer Spöttereien machen, und schon mancher derselben ist auf irgend eine Art für solchen Frevel hart gezüchtigt worden. Allein Unrecht und Thorheit ist es auch, sich bei Gewittern übermäßig zu fürchten, da die Unglücksfälle, daß Menschen durch den Blitz getödtet werden, doch nur selten sind. Ueberhaupt herrschen unter den gemeinen und unwissenden Leuten noch grobe Irrthümer hinsichtlich dieser Naturerscheinung. So glauben z. B. viele Menschen, daß nicht der Blitz, sondern der Donner die Gegenstände zerschmettere und vernichte, und daß die spitzigen, keilartigen Steine, welche sich zuweilen auf den Feldern finden, sogenannte Donnerkeile seien, mit denen die zerstörenden Wirkungen des Gewitters hervorgebracht würden. Das Wetterleuchten, welches wir besonders bei warmen Frühlings- und Sommerabenden erblicken, ist nichts anderes, als der Blitz, welcher von Gewittern herrührt, die so weit von uns entfernt sind, daß wir ihren Donner nicht hören können. Nicht selten ist ein Gewitter mit Hagel verbunden. Wenn nämlich die oberen Luftgegenden sehr kalt sind, welches oft im heißesten Sommer der Fall ist, so gefriert das daselbst befindliche Wasser zu Eis und stürzt als solches auf die Erde herab. Dieß nennt man Hagel oder auch Schloßen. Bisweilen fallen diese in einer außerordentlichen Größe; ja man hat sie in manchen Gegenden sogar von der Größe der Hühnereier gefunden. Alle Feldfrüchte werden dann von ihnen verheert, die Vögel in der Luft getödtet und selbst Hasen hat man durch Schloßen tödtlich verwundet gefunden. Die Wolken, aus denen der Hagel herabstürzt, unterscheiden sich von den übrigen Gewitterwolken dadurch, daß sie eine ganz weißliche Farbe haben; noch ehe die Schlossen wirklich fallen, hört man ein fürchterliches Brausen in der Luft. Zum Glück reicht die Strecke, innerhalb deren ein solches Ungewitter sich

sich entladet, nicht weit, und es ist nur äußerst selten, daß ein und dieselbe Gegend kurz hintereinander von diesem Unglücksfalle betroffen wird; dagegen hat man aber die Erfahrung gemacht, daß die Felder, welche dadurch verwüstet werden, in den folgenden Jahren eine desto größere Fruchtbarkeit gezeigt haben. In manchen Ländern hat man auch öffentliche Anstalten errichtet, wonach diejenigen Grundstückbesitzer, welche durch Hagel ausserordentlichen Schaden an ihren Feldfrüchten erlitten haben, gegen eine gewisse jährliche Einlage eine Entschädigung für ihren Verlust erhalten. Man nennt diese Anstalten, da sie meist von Gesellschaften besonders von Kaufleuten verwaltet werden, Hagelversicherungsgesellschaften oder auch Hagelassecuranzen. So glaube ich euch, lieben Kinder, das Hauptsächlichste über diese merkwürdige Naturerscheinung mitgetheilt zu haben. Du aber, lieber Karl, wirst mir vorher noch eine Maschine nennen, durch welche man die Wirkungen des Blitzes, obwohl in einem weit geringeren Grade, als bei einem Gewitter, hervorbringen kann, bevor wir zur Erklärung des folgenden Bildes übergehen.

K. Die Electrisirmaschine ungefähr.

M. Ganz recht; sie wurde vor zweihundert Jahren von einem deutschen Edelmann, Otto von Guerike, den uns die Geschichte unseres Vaterlandes auch als den Erfinder der Luftpumpe nennt, erfunden. Freilich befand sie sich anfangs nicht in dem Zustande der Vollkommenheit, in welchem wir sie jetzt erblicken; denn jetzt ist die Kraft, die man einer solchen Maschine geben, sind die Wirkungen, welche man mit ihr hervorbringen kann, ganz außerordentlich. Man kann größere Thiere mit mehrern Schlägen tödten, schon ziemlich große Stücke Holz zerschmettern u. dergl. Berührt man mit der Hand die Kette, welche an dem Leiter der electrischen Materie, dem sogenannten Conductor befestigt ist, so erhält man einen starken Schlag, welcher,

so zu sagen, durch Mark und Bein fährt. Diesen Schlag empfinden die letzten derer, welche sich mit den Händen zusammen angefaßt haben, in der nämlichen Stärke. Die größte Electrisirmaschine befindet sich zu Harlem in Holland. Das nächste Bild mit 28) bezeichnet, macht uns mit dem Aufruhr eines andern Elements bekannt; welches meine ich wohl, liebe Emilie?

E. Das Wasser.

M. Der Aufenthalt des Wassers ist theils über, theils auf der Oberfläche, theils unter der Erde. Wenn nun in der Luft sich eine ungewöhnliche Menge wässeriger Dünste anhäuft und in langen, starken Regen auf die Erde herabstürzt, dann können die Betten der Bäche, Flüße und Ströme den großen Ueberfluß des Wassers nicht mehr fassen, treten aus und überschwemmen die nächst gelegenen Gegenden. Indem nun die Luft durch das Herabfallen der vielen und schweren Dünste außerordentlich leicht wird, so verliert das Wasser in der Erde, welches daselbst nur durch einen gewissen Gegendruck festgehalten wird, denselben und stürzt an verschiedenen Stellen des trockenen Landes hervor. In bewohnten und bebauten Gegenden richten solche Ueberschwemmungen an den Wohnungen der Menschen sowohl, als an den Früchten des Feldes außerordentlichen Schaden an, ja nicht selten kommen dabei Menschen und Thiere in großer Anzahl ums Leben. Die meisten Ueberschwemmungen pflegen gegen das Ende des Winters einzutreten, weil sich der viele Schnee und das Eis in Wasser auflöst, und dieß gemeiniglich noch unter anhaltendem und starkem Regen geschieht. Unsere Erde mag wohl hier und da schon oft gewaltige Ueberschwemmungen erlitten haben; die größte jedoch, mit der uns die heilige Schrift in dem ersten Buch Mosis bekannt macht, ist die Sündfluth, aus welcher nur Noah mit den Seinigen gerettet wurde. Kannst du mir sagen, lieber Theodor, warum jenes Ereigniß diesen Namen führt?

30.

31.

Frühlingsfreuden. Sommerfreuden.

erste der auf der Straße dahin fahrenden Wagen ist eine Feuerspritze, der zweite ein Sturmfaß, hinter diesem folgen Leute mit Feuereimern und Werkzeugen zum Einreißen der Gebäude.

R. So schön und treffend, daß ich dem weiter nichts hinzuzufügen brauche. Der Künstler hatte bei der Zeichnung zu dieser Kupfertafel unstreitig die Idee, die vier Elemente im Aufruhr vorzustellen, und wählte dazu ganz passend das Erdbeben, das Gewitter, die Ueberschwemmung und das Feuer, um damit Erde, Luft, Wasser und Feuer in diesem Zusammenhange zu bezeichnen. Morgen, meine kleinen jungen Freunde, werden wir uns das letzte Mal hier versammeln, um die Erklärung der zwei letzten Kupfertafeln vorzunehmen und mit einem fröhlichen Ende diese Unterhaltungen zu beschließen.

Die von Herrn Reinhard gestern angekündigte fröhliche Unterhaltung hatte unsere kleinen Freunde früher als gewöhnlich in dessen Zimmer versammelt, und sie sahen mit Ungeduld dem Erscheinen ihres Lehrers entgegen. Es vergieng Viertelstunde auf Viertelstunde, Herr Reinhard kam noch immer nicht; der Abend brach herein und noch war er nicht da. Da machte sich denn endlich Theodor auf und ging zu seinem Vater, bei welchem er sich nach Herrn Reinhard erkundigte. Hier erfuhr er denn nun, daß dieser ungefähr zu jener Zeit, wo er seine Unterhaltungen mit den Kindern zu beginnen pflegte, durch einen Boten abgeholt worden sei, welcher ihn zu einem Edelmanne auf ein benachbartes Rittergut gebracht hatte. Traurig kehrte Theodor zu seiner Schwester und seinen kleinen Freunden zurück und machte diese durch die unerwartete Nachricht nicht minder traurig, denn alle hatten sich auf den heutigen Abend ganz außerordentlich gefreut. Schon hatten Karl und Emilie den Weg nach ihres Vaters Wohnung antreten müssen, schon bereiteten sich Theodor und Amalie zum Schlafengehen, als

Herr Reinhard die Thür ihres Zimmers öffnete und ihnen mit heiterm und traurigem Gesichte zugleich einen guten Abend wünschte. Die Kinder vernahmen nun, was ihnen zu fürchten nimmermehr eingefallen war, daß sie ihr Lehrer, an dem sie mit so außerordentlicher Liebe hingen, des Nächsten verlassen würde, weil er zum Prediger in einem benachbarten Dorfe ernannt worden war. Kaum trauten sie ihren Ohren und es bedurfte der nochmaligen ernsten Versicherung der Wahrheit dieser Nachricht von Seiten Herrn Reinhards. Um eins so traurig sagten die guten Kinder ihm dann gute Nacht und begaben sich zu Bette. Als sie am andern Morgen die Schule besuchten, war es ihr Erstes, ihre kleinen Freunde, Karl und Emilie, von dem bevorstehenden Verluste zu unterrichten. Daß auch diese die Nachricht mit wahrem Schrecken vernahmen, werdet ihr mir um so eher glauben, meine jungen Leser und Leserinnen, als ihr euch gewiß alle recht wohl erinnert, welche mannigfaltigen Belehrungen diesen durch Herrn Reinhard zu Theil geworden, und welch großen Dank sie ihm deßhalb schuldig waren Kaum hatte die Stunde geschlagen, zu welcher jene Unterhaltungen zu beginnen pflegten, so fanden sich auch alle unsere kleinen vier Freunde in Herrn Reinhards Zimmer ein, den sie auch daselbst antrafen und zu ihrer großen Freude bereit fanden, die Erklärung der noch übrigen zwei Kupfertafeln mit ihnen vorzunehmen. Er begann also folgendermassen:

R. Du, liebe Emilie, wiederhole mir, nachdem du mir die Ursache ihrer Entstehung angegeben, die Namen der vier Jahreszeiten.

S. Sie entstehen durch die verschiedene Richtung, in welcher unsere Erde binnen einem Jahre kommt und heissen: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

R. Recht schön. Wir wollen jetzt die Freuden, welche die Natur uns durch jede dieser Jahreszeiten gewährt, kennen lernen; es giebt also, nun, was denkst du Amalie, was ich wohl meine?

A. Es giebt Frühlingsfreuden, Sommerfreuden, Herbstfreuden und Winterfreuden.

R. Errathen! Das oberste mit 30) bezeichnete Feld der XI. Kupfertafel stellt uns einige von den ersten dieser Freuden dar. Es sind dieß mithin, Emilie?

E. Frühlingsfreuden.

R. Euch alle diese zu schildern, vermag ich nicht. Denn wer beschreibt wohl die hohe Wonne, die göttliche Freude, welche ein guter Mensch, ein gutes Kind beim Anblicke eines schönen Frühlingsmorgens empfindet. Die ganze Natur mit ihren geflügelten Sängern in den Lüften, ihren summenden Käfern, ihren blöckenden Heerden, mit allen den unzähligen Pflanzen und Blumen, welche ihre Körner, Blüthen und jungen Blätter in die reine Frühlingsluft der milden Frühlingssonne entgegenstrecken, scheint vor Freude und Vergnügen zu jauchzen, warum sollte denn da das Herz des Menschen, des Meisterstücks der Schöpfung, unerfreut bleiben? Es bleibt es nicht, das haben Tausende und aber Tausende vor uns empfunden, das empfinden jetzt Tausende und aber Tausende mit uns und das werden noch Tausende und aber Tausende nach uns empfinden. Unmöglich also kann ich euch alle die seligen Freuden, welche die Natur uns durch den Frühling gewährt, nennen, nur auf das will ich euch vielmehr aufmerksam machen, was der Künstler in dieser Beziehung darzustellen versucht hat. Wir bemerken daher auf dieser Abbildung die blühenden Bäume; vor dem Hause, das von diesen umschattet ist, sitzen Vater und Mutter und schauen dem fröhlichen Spiele der Kinder zu, die vor ihnen den Reifen werfen;

in der Ferne halten die Kinder der Landleute einen fröhlichen Tanz und geputzte Städter ergehen sich lustwandelnd in der angenehmen Frühlingsluft.

Doch nicht immer blühen die Bäume, nicht immer hören wir den süßen, melodischen Klang der Nachtigall; die Aehren beginnen zu reifen, die Vögel in der schwülen Jahreszeit zu verstummen. Es ist Sommer geworden. Auch er hat der Freuden gar viele. Das schattige Grün des Waldes ist um eins so erquickend, wenn draußen im Freien die Sonne mit größerer Gluth brennt, das kühle Wasser lockt uns zum erfrischenden Bade in seine Wellen, und wir suchen es, das schattige Grün des Waldes, wir sehen dieß an dem Bilde, welches uns der Künstler auf dem untersten Felde dieser Kupfertafel darstellte; wir sehen die fröhlichen Schiffer auf den kühlen Wellen des Stromes dahin gleiten, den Knaben mit kunstgeübter Hand die Angel zum Fischfange auswerfen. Der Landmann hat die Früchte seines Fleißes geerntet; die Tage beginnen kürzer, die Morgen und Abende kühler zu werden, die Gluth der Sonne ist milder geworden und hat die letzte Hand an die Reife der Früchte gelegt. Der schöne, freundliche Herbst ist gekommen. Wer kennt ihn nicht an der Fülle der Früchte, die er darbietet, an der herrlichen Färbung der Bäume, an dem heitern Himmel? Links im Vordergrunde des mit 32. bezeichneten auf der XIlten Kupfertafel (als der letzten) befindlichen Bildes erblicken wir eine Mutter mit ihren Kindern. Ueber denselben breitet ein herrlicher Fruchtbaum seine Zweige aus, und die Körbe an seinem Stamm, voll des herrlichsten Obstes, bezeugen seine Ergiebigkeit. Ein rüstiger Jäger, der eben mit seinem Hunde vom glücklichen Fange nach Hause zurückzukehren im Begriffe ist, zeigt der Mutter und ihren Kindern das Ergebniß seiner Jagdfreude, indem er eine todtgeschossene wilde Gans bei dem Beinen in die Höhe hält. Unweit davon begegnen wir einer Frau, die ein, wie es scheint, volles Gefäß auf dem Rücken nach Hause trägt.

32.

33.

Herbstfreuden. Winterfreuden.

Sie kommt von dem unfernen Weinberge her, aus dessen Thüre wir noch eine andere treten sehen. Es ist Weinlese, lieben Kinder, ein Fest, das durch seine mannigfachen Freuden und Abwechselungen die Erwachsenen nicht weniger, als die fröhliche Jugend ergötzt. Rings um das fruchtbare Thal dehnen sich die herrlichen, fruchtreichen Traubenhöhen aus und winken einladend zum Genuße der Gaben des gütigen Schöpfers.

Aber nicht lange mehr weht der Wind mild und sanft von den freundlichen Höhen herunter, mit rauhem Athem überhaucht er die leeren Felder, ballt graue Wolken zusammen, die ihr kaltes Wasser über die Erde hingießen und endlich mit einem weißen Schleier, dem Schnee, Alles überdecken; im hartem Froste erstarren die Gewässer. Es ist Winter, die Schlummerzeit der Natur. Aber in den volkreichen Städten regt und tummelt es sich. In fröhlichen Gesellschaften, bei Schauspielen, Concerten sammeln sich die Menschen aller Stände. Der schneebedeckte, spiegelglatte Weg giebt für die schnellen Schlitten eine treffliche Bahn; Kinder wie Erwachsene ergötzen sich an dem schnellen Dahinfliegen durch die vom Schnee funkelnd und prächtig erglänzende Landschaft. Und obwohl der Frost die Finger erstarren läßt, so tummeln sich doch die Knaben lustig im Freien herum, ballen den Schnee und treiben damit allerhand Späße. Das nahe Weihnachtsfest erfüllt alle guten und folgsamen Kinder mit fröhlichen Erwartungen. Es ist endlich da, und durch die Fenster schimmern die unzähligen Lichter der Christbäume, welche die Gaben beleuchten, die Elternliebe reicht. Dieß, lieben Kinder, sind gewiß auch die Gedanken des Künstlers gewesen, als er die Zeichnung zu der mit 33. bezeichnete letzte Abbildung entwarf. Wir erkennen dieß links an den drei Knaben, welche eben einen Schneemann aufgerichtet haben, an den Reitern, die eine feierliche Schlittenfahrt eröffnen, an den Kindern, welche rechts sich auf eine einfachere Weise dieses Vergnügen bereiten, indem eins das andere zieht, und an dem aus dem geöffneten Fenster strah-

lenden Christbaume, um welchen sich Kinder versammelt haben, die von den Eltern erhaltenen Geschenke näher zu betrachten. Und so, lieben Kinder, ständen wir denn am Ende der Beschreibung der Freuden und Vergnügungen, welche uns die verschiedenen Jahreszeiten gewähren, zugleich aber auch am Schlusse unserer bisherigen Unterhaltungen. Fahret ihr in Zukunft so fort, euren Lehrern die Aufmerksamkeit, den Fleiß zu zeigen, den ihr mir im Laufe dieser Unterhaltungen an den Tag gelegt habet, so wird mein sehnlichster Wunsch, euch einmal als recht brauchbare und nützliche Menschen zu sehen, gewiß in Erfüllung gehen.

Noch einige Zeit blieb Herr Reinhard bei seinen Zöglingen, die ihn, als er endlich nach dem Orte seiner Bestimmung abging, mit Thränen in den Augen begleiteten. Die geringe Entfernung, die zwischen seinem nunmehrigen Wohnorte und der Stadt M...., in welcher Herr Trautmann mit seinen guten Kindern, Theodor und Amalie, lebte, gestattete es diesen, in Gesellschaft ihrer kleinen Freunde, Karl und Emilie, ihren einstigen Lehrer recht oft zu besuchen, und von ihm noch manche nützliche Belehrungen zu empfangen. Und in der That wendeten sie diese so gut an, waren so sorgfältig darauf bedacht, neben der Bildung ihres Verstandes auch das Herz zu veredeln, daß ihre Eltern, so wie Karl und Emiliens Vater, sich wahrhaft freuen konnten über die Güte des Allmächtigen, die ihnen so gute Kinder gegeben, daß ihre Lehrer den schönsten Lohn ihrer Bemühungen in dem glücklichen Erfolge derselben fanden. Auch ihr, meine jungen Leser und Leserinnen, möget diesem Beispiele folgen, auch ihr die Freude und der Stolz eurer Eltern und Lehrer werden, Frömmigkeit und Bescheidenheit seien immerdar die Zierden eures Herzens, die Ausbildung eures Verstandes der Zweck alles eures Unterrichts. Dann wird auch dieses Büchlein seine Bestimmung erreichen, dann werdet ihr ihm bei aufmerksamem und fleißigem

Lesen desselben manche Belehrung verdanken, und so am Ziele eurer Bahn mit einem unsrer vortrefflichen Dichter ausrufen können:

Das Leben gleicht den Jahreszeiten —
Der Frühling ist die Zeit der Saat;
Der schmückt der Erndte Süßigkeiten,
Der ihn dazu genützet hat.

Der Sommer reift die vollen Aehren;
Der Herbst theilt milde Früchte aus,
Der Winter kommt, sie zu verzehren,
Und findet ein gefülltes Haus.

Es fließe mir dann nicht vergebens
Der Frühling meiner Tage hin:
Auf Kenntnisse zum Glück des Lebens
Und Tugenden, geh' mein Bemühn.

Daß man in meinem Sommer sage:
„Seht, seine Erndte, sie ist groß!

Dann fällt im Herbste meiner Tage
Auch Frucht in manches Dürft'gen Schooß.

Und ich darf nicht das Alter scheuen,
Ich bin am weisem Vorrath reich.
Ich kann mich meines Winters freuen,
Denn nichts ist meinen Schätzen gleich.

Nürnberg.

C. H. Zeh'sche Buchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gallerie des Merkwürdigsten aus den Ereignissen der Natur und dem Menschenleben Bilder und Lesebuch für ... Kinder

Nürnberg [1835]

BA/Paed.pr. 1141
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122247-7